Carl Bernhard

König Christiern der Zweite

und seine Zeit.

Deutsch von

K. L. Kannegießer.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

König Christiern der Zweite

und seine Zeit.

Inhalt.

Hans Faaborg	Seite	9
Das Kloster	=	71
Drei Mönche	=	87
Der Tanz auf dem Schlosse	=	132
Der Thurm	=	180
Torben Oxe	=	210

Hans Faaborg.

Eine finstere Stimmung hatte sich der meisten in dieser Erzählung auftretenden Personen bemächtigt, nachdem das Turnier zu Ende war. Es war nicht bloß Jörgen Tengnagels jäher Tod, der sie veranlaßte, denn man war damals solche Auftritte bei Kämpfen und Turnieren gewohnt. Aber Alle hatten die Wirkung von der Gegenwart eines bösen Geistes gefühlt und waren von Ahnungen bevorstehender Unglücksfälle erfüllt. Die Königin hatte sich mit Birgitte Bryske in ihre Schlafkammer eingeschlossen und erlaubte Niemandem, hinein zu kommen. Die Hofmeisterin machte zum ersten Mal ihr Recht nicht geltend, Ihre Majestät frei und ungehindert zu besuchen. — Der König hatte sich sofort in sein Arbeitszimmer begeben, Niemand hatte es gewagt, mit ihm zu sprechen, denn seine Augen waren feuerroth. Man hörte ihn im Zimmer heftig auf und niedergehen, der Küchenmeister trippelte auf und ab in der Vorhalle und hatte nicht den Muth, Sr. Gnaden zu melden, daß das Essen bereit sei, ungeachtet die Speisezeit längst vorüber war. — Torben Oxe hatte sich auf die Lotterbank geworfen und

grübelte mit der Hand unter dem Kinn, was er dem König antworten solle, wenn dieser ihn aufforderte, Rede zu stehen über Dyvekes unglückselige Anwesenheit beim Turnier gegen seinen bestimmt ausgesprochenen Willen. — Dyveke hatte Anna weggeschickt, um ihren Thränen in der Einsamkeit freien Lauf zu lassen. Und diese flossen ohne Aufhören aus bekümmertem Herzen. Sie weinte über den König, über die Königin, über sich selbst, über Torben Oxe, über Alles, woran sie nur dachte. — Anna saß daheim in ihrem Kämmerchen mit der Hand unterm Kinn und vergoß stille Thränen über Klaus Daa — der inzwischen in bewußtlosem Schlummer lag in seinem ärmlichen Gemach bei Johann Spegelberg in Folge seiner Krankheit und Ermattung. — Und das arme Gundchen, welches keine Nachricht über seinen Zustand erlangen konnte und den Kummer, der an ihr nagte, verhehlen mußte, ging ungeduldig von einem Zimmer in das andere und wünschte von ganzem Herzen, daß der verhaßte, alte, geschwätzige Ritter Stud kommen möchte, um ihre Mutter zu besuchen, denn seine boshaften Nachrichten waren doch besser als gar keine.

Sigbrit, welche keine Ahnung hatte von dem, was vorgefallen war, saß mittlerweile von Papieren und Aktenstößen umgeben und sah die Rechnungen der Zollämter nach, als Hans Faaborg zu ihr eintrat. Sie blickte auf und sagte: „Es ist zu verwundern, daß Ihr kommt, so lange es noch irgend etwas auf den Straßen zu gaffen giebt. Seid Ihr die eine Hälfte des Tags weggeblieben wie ein Erztaugenichts, so könnt Ihr auch die andere Hälfte wegbleiben.“

— „Vergebt, Frau Sigbrit, daß ich Eure Arbeit versäumt habe,“ sagte Faaborg mit honigsüßer Stimme. „Mein Herr hatte mir befohlen, den Meister Urian im Turnier zu spielen. Aber als Alles vorbei war, lief ich stracks her, um die Rechnungen abzuschließen, die Se. Gnaden der König verlangt hat. Wollt Ihr mir erlauben, sie vorzunehmen, so soll es bald gethan sein.

Sigbrit, die sich daran gewöhnt hatte, Hans Faaborg mehr als ihren und nicht als des Schloßhauptmanns Diener zu betrachten, schob ihm einen Stoß Papiere zu, ohne zu antworten. Hans Faaborg blätterte darin, während er ab und zu nach Sigbrit hin schielte, die ihre Arbeit wieder vorgenommen hatte.

— „Hier finde ich gerade die Beilage, welche Se. Gnaden gestern verlangte,“ sagte der Schreiber, als er gefunden hatte, was er eifrig suchte.

— „Still und stört mich nicht!“

— „Wäre es nicht gut, wenn Se. Gnaden diese Beilage zu den Rechnungen empfinge — — —“

— „Se. Gnaden denkt an Turnier und Komödienspiel und nicht ans Regieren,“ sagte Sigbrit, die jedes Mal in übler Laune war, wenn solche kostspielige Festlichkeiten stattfanden. „Die Beilage kommt ja nicht zu den Turniergesetzen, was kümmert er sich darum?“

— „Der König fragte heute früh, ob einige Beilagen und Papiere gebracht wären,“ sagte Faaborg. „Befehlt Ihr nicht, daß ich sie auf das Schloß hinübertrage? Ich könnte sie an des Königs Sekretär geben oder —“

— „Meinetwegen könnt Ihr sie nach dem Blocksberg tragen und sie dem Teufel übergeben, wenn Ihr wollt. Ich befehle Euch, zu schweigen und mich in Frieden zu lassen! Geht nur zu den andern Tagedieben, die dem Affentanz und Kinderspiel nachlaufen und nur zum Nichtsthun Lust haben, und laßt die arbeiten, die arbeiten wollen. Es ist gut, daß Fremde sich dieses armen Landes annehmen, da die Landeskinder es nicht thun. Geht Eures Wegs!"

Hans Faaborg ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Er schlich sich aus der Stube mit den Papieren in den Händen und gleich darauf sah man ihn nach dem Schlosse laufen.

— „Nun wollen wir sehen, ob ich den Augenblick zu nützen verstehe," sagte er bei sich selbst. „Das Glück ist heute mit mir. Das Schicksal hat erst einen guten Grund gelegt beim Turnier, dann läßt mich mein Herr meine eignen Wege gehen, nun fragt mich Sigbrit nicht wegen des Festes aus und was dort vorgefallen sei, wovor ich am meisten bange war, und zuletzt finde ich gleich das Papier, das ich suchte und das mir Einlaß beim König verschaffen soll. Er warf die Augen bei dem Rückweg vom Turnier auf den Schloßhauptmann, als wenn er ihn aufessen wollte. Der Augenblick ist günstig. Nun schlägt meine Stunde und ich will Euch zeigen, daß Hans Schreiber ein eben so feiner Politiker ist wie Ihr Andern alle. Ihr wart so spröde, Jungfrau Dyveke, ich war Euch nicht hübsch genug. Und Ihr wart so streng und so hochmüthig, Torben Oxe! Aber Hochmuth kommt vor dem Fall und die Jungfrau mit ihrer Sprödigkeit geht aus dem Kloster oft in die Ewigkeit. Der Schloßhauptmann verlangte gestern

Rechnung von mir — — — er soll sie bekommen, denn leiht mir der König heut sein Ohr, so werde ich Rechnung halten mit Euch Allen, so viel Ihr seid."

Der Kämmerer und der Küchenmeister standen in einer Fenstervertiefung der Vorhalle und warteten, daß der König seinen Willen zu erkennen geben solle, denn keiner von Beiden wagte, zu ihm hinein zu gehen. Sie sprachen flüsternd von den Begebenheiten beim Turnier. Jörgen Tengnagels Tod rührte sie nicht sehr, denn ein Todter wird bei Hofe leicht vergessen. Dagegen war der Auftritt mit Dyveke eine Sache von Wichtigkeit und Beide waren einig darüber, der Hofmeisterin dreistes Benehmen bei dieser Gelegenheit zu mißbilligen. Da trat Hans Faaborg in die Halle mit einem Papier in der Hand, das er, wie er sagte, Sr. Gnaden überliefern solle, er habe es schon gestern verlangt. — Beide hohe Beamte wußten, daß Sigbrit ihn im Rechnungswesen gebrauchte; sein Vorgeben war deshalb wahrscheinlich, aber keiner hatte Lust, ihn anzumelden. Wolle er es selbst wagen, an die Thür zu pochen, so wollten sie ihn nicht verhindern. Der kecke Schreiber besann sich nicht lange, lüftete den Vorhang und klopfte an.

— „Wer da? Herein!" erscholl des Königs barsche Stimme aus seinem Arbeitszimmer.

Hans Faaborg trat unterthänig ein und ließ den Vorhang fallen. In seinem tiefen Bückling erreichte er beinahe den Boden, aber als er sich wieder aufrichtete und den König ansah, überlief es ihn kalt und vor Schrecken ließ er das Papier fallen. Ihm war zu Muthe wie dem Hunde in der Höhle des Löwen.

Der König stand mitten im Zimmer mit Hut und Mantel, so wie er vom Turnier gekommen war. Sein Gesicht war bleich und verzerrt, der Mund dicht zusammengezogen, die Augen feuerroth. Die linke Hand war um das Schwertheft geschlagen, die rechte streckte er drohend aus gegen den Eintretenden, der nicht im Stande war, ein Wort hervor zu bringen, so hatte ihm der Schrecken die Zunge gelähmt.

— „Was untersteht Ihr Euch? Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?"

— „Guds Droß! Ihr antwortet nicht? — Was wollt Ihr? frage ich. Gebt mir das Papier! ——— Gebts her, bei allen Teufeln!"

Hans Faaborg bückte sich und reichte bebend das Papier dem König, der einen flüchtigen Blick darauf warf und es dann auf den Tisch schleuderte unter andre Sachen, indem er wieder anfing, auf und nieder zu gehen.

Sein Gang ward immer heftiger und die Sporen scharrten klirrend auf den Steinfliesen. Hin und wieder warf er einen blitzenden Blick auf den bebenden Schreiber, welcher nicht wagte, sich zu entfernen. Der König machte Miene, zu sprechen — und schwieg; augenscheinlich kämpfte er mit sich selbst. Aber er war furchtbar in diesem Kampf. Plötzlich stand er still vor Faaborg, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und sagte: „Ihr kommt mir gerade zu rechter Zeit, Hans Schreiber. Ich rathe Euch, sprecht die Wahrheit oder es kostet Euer Leben! Bei allen Heiligen, ich lasse Euch rädern!"

Er ging wieder einige Mal auf und nieder.

— „Ihr kommt oft zu Sigbrit. Ihr seid noch heute da gewesen, da Ihr mir das Papier von ihr bringt. Ihr wißt wohl, was da im Hause vorgeht? — Wer hat Dyveke zum Turnier gebracht? Antwort!"

— „Euer Gnaden Hochmächtigkeit," antwortete der zitternde Faaborg, „ich glaube, daß der Schloßhauptmann es gethan hat."

— „Ha! Frage ich Dich, was Du glaubst? Guds Droß! Sage aus, was Du weißt, oder Du bist des Todes! — Der Schloßhauptmann? — Ha! Der Schloßhauptmann! — Ja, wüßte ich das! Wüßte ich das nur! — Was weißt Du? Guds Droß! Willst Du uns sagen, was Du weißt?"

— „Der Schloßhauptmann besucht oft das Haus," sagte Faaborg mit leiser und bebender Stimme.

— „Er spricht mit Sigbrit," sagte der König und sah ihn forschend an. Hans Faaborg schwieg.

— „Antworte, um tausend Teufel! Mit wem spricht er?"

— „Gnädigster König, das habe ich nicht gesehen."

— „Ha! Der Schloßhauptmann! — Weshalb glaubst Du, daß der Schloßhauptmann Dyveke zum Turnier geführt hat?"

— „Meines Herrn Page folgte der Jungfrau Dyveke bis zum Platz, wo sie saß hinter den Baumzweigen."

— „Ha! Weiter! Nun?"

— „Sie war verschleiert und Keiner konnte sie erkennen — — — Aber da der Schloßhauptmann vorbeiritt, grüßte er sie mit einem heimlichen Zeichen, das sah ich."

— „Aber sie? Guds Droß! Gab sie ihm auch heimliche Zeichen?“ fragte der König mit einer Stimme, die so heiser und furchtbar war, daß Faaborg nicht zu bekräftigen wagte, was er selbst gesehen hatte.

Die Eifersucht wird reif geboren wie Minerva, die in voller Rüstung aus Jupiters Stirne sprang. Des Königs Eifersucht, die Hans Faaborg selbst heraufbeschworen hatte, ward wie ein vollständiger Riese geboren.

— „Gab sie heimliche Zeichen? That sie es?“

— „Nein, sie machte kein Zeichen dem Schloßhauptmann.“

Der König athmete tief auf, als ob ihm eine Last von der Brust genommen wäre.

— „Was sahst Du weiter? Sprich, zum Satan und allen Teufeln!“

— „Hochmächtigster König! Ich sah nichts weiter.“

— „Du bist ein Dummkopf — — — oder ein Schurke,“ brach der König aus, der wieder auf und niederging. „Hast Du nichts Anderes gesehen, bist Du ein Dummkopf, daß Du so etwas von Deinem Herrn sagst — — — oder hast Du uns weniger gesagt, als Du weißt, so bist Du ein Schurke, weil Du Deinen König betrügst. Ich kann Dir Daumschrauben anlegen und Dir die spanischen Stiefel anproben lassen und die Wahrheit soll schon an den Tag kommen. Guds Droß! Das will ich thun lassen. Ich werde Dir Glied vor Glied abreißen lassen.“

Hans Faaborg erblaßte. Der König stierte ihn einige Augenblicke an. Dann faßte er ihn plötzlich beim Halse

mit einem gewaltsamen Griff und rief: „Du bist ein Schurke! Du lügst!

Der Schreiber kniete nieder dem König zu Füßen und brach aus mit winselnder Stimme: „Euer Gnaden Hochmächtigkeit, ich bezeuge vor Gott dem Allmächtigen, daß ich ein treuer Diener bin und daß ich ehrlich Alles aussagen will, was ich von meinem Herrn weiß, der freilich gegen Euer Gnaden handelt mit Betrug und Falschheit und mit Jungfrau Dyveke vertrauter umgeht, als er wohl sollte, wenn er Euer Gnaden treuer Mann wäre."

Der König hatte Hans Faaborg wieder losgelassen; dieser Ausbruch seines Zornes hatte eine augenblickliche Beschämung bei ihm erweckt und die Selbstbeherrschung kehrte allmählig zurück. Wenn der König erst einen solchen Wendepunkt seines Jähzorns erreicht hatte, ohne eine Gewaltthat zu begehen, hatte man nichts mehr zu fürchten. Der schlaue Schreiber kannte den König zu gut, um dies nicht zu wissen. Aber wenn er auch für seine Person nichts mehr zu fürchten hatte, so spielte er doch ein allzu gewagtes Spiel, um nicht wegen des Ausfalls zu zittern.

Der König hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen und fuhr fort, seine durchbohrenden Augen auf Hans Faaborg zu heften, der jämmerlich bei der Thür zusammenkroch und bebte, so daß seine Beine ihn kaum tragen konnten. Ein langes Schweigen folgte.

— „Mit Betrug und mit Falschheit, sagtest Du, daß der Schloßhauptmann gegen mich handelte? War es nicht so?"

Diese Worte sprach der König mit gedämpfter, fast leiser Stimme, aber sie klangen weit furchtbarer in des Schreibers Ohren als des Königs gewaltsame Ausbrüche. Des Tigers Gebrüll ist fürchterlich, aber weit furchtbarer sind die stummen, beinahe freundlichen und schmeichelnden Bewegungen, welche dem Sprunge vorausgehen, der Alles vernichtet, was ihm in den Weg kommt.

— „Sagtet Ihr das nicht?“ wiederholte der König noch leiser und abgebrochen und ward leichenblaß. „Sagtet Ihr nicht — — — daß er etwas vertraut umginge — — — mit Dyveke? — Sagtet Ihr das nicht?“

— „Ja, Euer Gnaden Hochmächtigkeit,“ flüsterte Hans Faaborg kaum hörbar.

Der König drückte den Hut so tief auf die Stirn nieder, daß die funkelnden Augen fast verdeckt wurden. Seine Lippen bebten, er bewegte sie krampfhaft, als ob er sprechen wolle, aber nicht könne. Endlich sagte er murmelnd: „Das soll ihm seinen Kopf kosten, so wahr ich König von Dänemark bin. Das soll ihm seinen Kopf kosten!“

Bei diesen Worten griff er sich mit beiden Händen an die Brust, beugte sich schmerzvoll zurück in den Lehnstuhl, stieß mit der vollen Kraft seiner Lunge ein furchtbares „Ha!“ aus und schlug beide Hände vors Gesicht.

Es klang mehr wie eines verwundeten Thieres Todesseufzer als einer menschlichen Stimme Ton.

Hans Faaborg sank bei der Thür in die Knie mit gefalteten Händen. Der König blieb sitzen mit bedecktem Antlitz. Eine Grabesstille herrschte im Gemach, nur bisweilen unterbrochen von leisem Zähneklappern des Schreibers.

Als der König die Hände wieder vom Gesicht nahm, waren seine Lippen und Hände blutig. Ungeachtet seine Augenlieder geschlossen waren, verrieth doch deren röthlicher Schein, daß seine Augen die gefährliche Farbe hatten, welche oft eine blutige That verkündigten. Als er die Augen aufschlug, glich sein Blick dem einer Hyäne. Die Lippen öffneten sich und zwei Reihen weißer Zähne kamen zum Vorschein, dicht zusammengebissen, wie man es bisweilen bei einem wilden Hengst sieht.

Er hatte Hans Faaborgs Anwesenheit vergessen. Als er diesen Zeugen des gewaltsamen Kampfes sah, der in ihm vorging, fuhr er im Stuhl empor und legte die Hand an das Degenheft. Aber gleich darauf ließ er sie wieder sinken und gab ihm einen Wink, sich zu entfernen.

Hans Faaborg lüftete den Vorhang, öffnete die Thür und kroch wie eine Schnecke, die sich am Boden hinkrümmt, in die Vorhalle hinaus. Er bebte wie ein Espenlaub und war nicht im Stande, des Kämmerers und Speisemeisters Frage auf andere Weise zu beantworten als mit Geberden, welche ausdrücken sollten, daß es gefährlich sei, dem König nahe zu kommen. Die beiden Beamten sahen einander an und schüttelten die Köpfe bedenklich.

Hans Faaborg schlich sich in seine Kammer und warf sich aufs Bett. Aber allmählig, wie das Blut sich in seinen Adern beruhigte, kehrte ihm die Besinnung zurück. Er hatte doch erreicht, was er wollte. Der Anfang war gemacht. Er wußte wohl, daß Argwohn eine Giftpflanze ist, die sich, wenn sie einmal Wurzel geschlagen hat, durch kein Mittel ausreuten läßt. Es war ihm geglückt, den bösen

Samen in des Königs Seele zu streuen, jetzt konnte er ihn sich selbst überlassen. Und hatte der König ihn nicht selbst aufgefordert, ja gezwungen, zu sagen, was er wisse? Und er hatte ja nicht mehr gesagt, als er verantworten konnte. Denn ging der Schloßhauptmann nicht mit Dyveke um? Hatte er es nicht mit eigenen Augen gesehen, was in des Königs eigener Kammer vorgegangen war? Im Nothfall konnte er sich darauf berufen — — — einen Eid darauf ablegen. Das konnte Torben Oxe nicht läugnen — Er war zu stolz, der hochmüthige Narr, einen falschen Eid abzulegen, und wenn er sich auch damit aus der Klemme ziehen konnte — — — Der König vergiebt ihm nie. Das wird ihm den Kopf kosten, hatte er gesagt. Ganz so arg werde es wohl nicht, aber mit etwas Wenigerem läßt sich auch die Rechnung ausgleichen. Sigbrit wird vielleicht böse werden und Dyveke, aber sie werden genug zu thun bekommen, um sich selbst heraus zu wickeln. Was konnte er dafür, daß dem König die Augen aufgegangen waren? Er konnte schwören, daß er nicht eher gesprochen habe, als bis ihn der König mit der Hand an der Gurgel dazu gezwungen hatte. „Denn daß ich früherhin bisweilen ein Wörtchen habe fallen lassen hin und her an Se. Gnaden, das weiß Niemand," sagte er bei sich selbst. „Die Worte sind nicht in den Wind gesprochen, das ist klar. Ja es braucht nur einen kleinen Funken, um eine große Tonne Pulver zu sprengen, wenn die Lunte gut angelegt ist. Nun ist es in gutem Gange. Aber wenn der Donner brüllt, trifft der Blitzstrahl immer die Hohen und verschont die Niedern. Die höchsten Bäume fallen am gewaltigsten.

Wir wollen doch sehen, ob der hochmüthige Torben Oxe sich in Acht nehmen wird. Wenn es so geht, komme ich in des Königs Gunst; er wird noch mehr wissen wollen, wenn ich ihn recht kenne. Und die Rechnung — damit solls keine Noth haben. Da giebts wohl mehr als Einen, die mich bezahlen werden für die guten Nachrichten, die ich bringen kann. Erst die Hofmeisterin, sie haßt den Schloßhauptmann und sie haßt Dyveke noch mehr. Dann der Erzbischof, er wird sich auch nicht wenig freuen. Und der Prior bei den Graubrüdern! Aber sie sollen nichts erfahren, als bis es Zeit ist, sie verderben mir sonst das Spiel durch zu großen Eifer. Die Schnecke kommt auch zum Ziele. Mit der Zeit pflückt man Rosen, würde Ole Skaaning sagen. So viel ist gewiß, daß sanfter Wind das Schiff am sichersten in den Hafen führt."

Und Hans Faaborg rieb die Hände vor Freude, daß sein Vorhaben so gut geglückt war.

Als der König allein war, warf er sich zurück in den Lehnstuhl, schloß die Augen und blieb in dieser Stellung liegen wie ein Schlafender. Die Hände lagen matt und kraftlos auf der Brust, welche sich tief und langsam hob, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Auf den grimmigen Jähzorn war eine tödtliche Ermattung gefolgt sowohl der Seele wie des Leibes, welche allmählig in tiefe Wehmuth überging.

— „Verrathen! Verrathen!" wiederholte er unaufhörlich bei sich selbst. „Verrathen von der Einzigen in der ganzen weiten Welt, die ich von ganzem Herzen geliebt habe — — welche ich noch vor allen Andern liebe — —

Es war auch ein Traum — Alles ist Traum — — — Für einen König giebt es keinen Ersatz in seinem schweren Beruf— — — Ich träumte von Liebe — — — von Treue — — — von Glück — — — Ich vergaß, daß Könige nur Falschheit und Betrug finden — — — Und ist es mir nicht immer so ergangen? — — — Ich habe mein Land und mein Volk geliebt — — — Ich habe mich ihres Glücks befleißigt Tag und Nacht — — — Was für ein Volk ist es? — Schändliche, niederträchtige Priester, welche das Heiligste verrathen — — — hochmüthige Edelleute, welche rauben und plündern und mich beleidigen, wo sie können — — — elende Bürger, welche schneiden und betrügen und sich mißhandeln lassen wie feige Hasen — — — thierische Bauern, dümmer als das Vieh auf dem Felde — — — O Dyveke! Dyveke! Ich habe sie geliebt — — — allein sie — — — von meiner Jugend — — — vom ersten Mal an, wo ich sie sah — — — Ich glaubte, sie liebe mich wieder — — — ich vergaß, daß ich ein König bin — — — O, sie hat mich geliebt, hat geliebt auch mich — — — Nein, es war keine Lüge, was ihre Lippen sagten, wenn sie auf meinem Schooße saß und ihre Augen vor Freude funkelten — — — wenn sie mir entgegen sprang so fröhlich wie ein Kind — — — wenn sie mir sagte, wie sehr sie sich nach mir gesehnt habe — — — Nein! Das war keine Lüge, kein Betrug — — — Damals liebte sie mich! Und nun betrügt sie mich — — — wie alle die Andern — — — Auch sie — — — auch Dyveke."

Zwei große Thränen rollten langsam über des Königs Wangen und verschwanden in seinem buschigen Bart. Christian der Zweite, den man den Wilden, den Grausamen,

den Tyrannen nennt, Christian der Zweite vergoß wehmüthige Thränen über die vielen Täuschungen seines Herzens.

Hätten nicht wenige, kaum bemerkbare Züge seines Mundes verrathen, daß er litt, so hätte man ihn für einen Schlafenden halten können, der einen stillen, wehmüthigen Traum hatte.

Als er matt und langsam die Augenlieder wieder öffnete und sich umsah, war es beinahe ein geistesabwesender Blick, den er auf alle ihn umgebenden Gegenstände warf. Und erst allmählig wandten sich seine Gedanken zurück zur Wirklichkeit und zu der gegenwärtigen Zeit. Der rothe Glanz in seinen Augen war verschwunden zugleich mit dem trotzigen, wilden Ausdruck seines Gesichts und wenn ein Maler ihn in diesem Augenblick aufgefaßt hätte, würden wir an dem Zeugniß der Geschichte zweifeln und ihn nicht für denselben halten, welchen der holländische Maler aus den Tagen seiner Macht und Blüthe dargestellt hat; wir würden nicht glauben, daß er eine so grausame Rache an seinen Feinden nehmen konnte. Aber hätte er ihn uns gezeigt in seinem Gefängniß, nachdem er durch den Verlust der Kronen dreier Reiche, durch den Verlust seiner Freiheit und aller seiner Lieben seine Verbrechen abgebüßt, nach einer vieljährigen Einsamkeit seinen Sinn vom Irdischen abgezogen und seine wehmüthigen Gedanken Gott allein zugewandt hatte, zu der Zeit, wo selbst die meisten seiner Feinde Mitleid mit seinem Schicksale fühlten, wo er selbst in rührende Klagen ausbricht über die Härte, womit man so viele Jahre lang den gefallenen König gedemüthigt habe — so würde uns der alte

Meister ein Bild Christians des Zweiten geliefert haben, wie er an diesem Abende war, der einem so stürmischen Tage folgte.

Aber damals war des Königs heftiger Sinn noch nicht erschöpft und die Meeresstille löste nur auf kurze Zeit den Sturm ab. Plötzlich sprang er von seinem Lager im Stuhl auf, stieß den Hut zurück und strich sich heftig mit der Hand über Stirn und Augen und in einem Nu war der wehmüthige Ausdruck von seinem Gesicht weggewischt, das wieder wild und gräßlich war. Er fuhr auf und ab im Zimmer wie ein rasendes Thier, das in einen Käfig gesperrt ist; die Adern schwollen an seiner Stirn, die Augen wetterleuchteten und suchten einen Gegenstand für seinen Jähzorn. Mit einem gewaltsamen Ruck lag der Mantel weit weg in dem einen Winkel des Gemaches und der Hut in dem andern. Aber noch athmete seine beklommene Brust nicht frei. Er riß das Wamms auf, so daß das sogenannte Sekretum zum Vorschein kam, eine Art Panzerhemde von feinen Stahldrahtringen, das man bei gewissen Gelegenheiten trug, weil es ein Schutzmittel gegen Meuchelmord war. Und da er die Stahlringe nicht zerreißen konnte, so verwundete er sich beim Zerren des Panzers an der Brust und dieser Schmerz that ihm wohl.

Am nächsten Tag ward Hans Faaborg früh Morgens zum König gerufen. Der Schreck über des Königs Heftigkeit übertraf bei Weitem seine Freude über diese ungewöhnliche Gunst, denn seine Feigheit war stärker als seine Rachsucht. Aber der König war vollkommen ruhig, nicht

das mindeste Zeichen verrieth, wie peinlich diese lange Untersuchung und deren Ergebnisse für ihn waren. Er fragte den Hans Faaborg aufs Genaueste aus und dieser, aus Furcht, daß eine so günstige Gelegenheit nicht wiederkehren würde, benutzte sie, alles Gift, das seine feindselige Seele enthielt, in des Königs Ohren zu ergießen. Er theilte dem König ganz ausführlich und umständlich des Schloßhauptmanns unanständige Scherze mit Dyveke in des Königs eigenem Schlafzimmer mit und indem er dabei alle Schuld auf Torben Oxe warf, suchte er hervor zu heben, daß Dyveke ihr Mißfallen darüber bezeigt habe. Kurz, er entwickelte in diesem Zwiesprach die schändliche Klugheit, die er zum Theil in der Schule des Priors der Graubrüder gelernt hatte, sofern seine eigene innere Schlechtigkeit nicht hinreichte. Und der König verstand es, wenn er es zweckdienlich fand, sich in einem so hohen Grade zu verstellen, daß selbst bei Hans Faaborg ein Zweifel entstand, ob des Schloßhauptmanns leichtsinniges Betragen gegen Dyveke den König wirklich kränkte oder ob er nicht etwa in der Neigung dieses Edelmannes zu seiner ehemaligen Geliebten, deren er beinahe überdrüssig zu sein schien, ein Mittel sähe, sich auf eine gute Weise von ihr loszumachen. Nicht ein Wort verrieth, was der König bei dieser Untersuchung litt, und Hans Faaborg hatte keine Ahnung davon, daß jedes seiner Worte wie ein ätzender Tropfen in die Seele des Königs fiel und tiefe und unheilbare Wunden hinterließ.

Da Hans Faaborg nicht vollkommen überzeugt war, daß er seinem Herrn mit dieser Anklage hinreichend geschadet habe, verstand er es, die Aufmerksamkeit des Königs hinzu=

lenken auf den verunglückten Versuch des Schloßhauptmanns, Briefe nach Spanien durch Ole Skaaning zu senden, den er nicht vergaß, bei dieser Gelegenheit der Gnade eines gerechten Königs zu empfehlen, da dieser arme Mann, wie er sagte, sich den Zorn des tyrannischen Schloßhauptmanns zugezogen habe. Und er merkte bald, daß er durch diese Nachricht bei dem König ein goldenes Erdreich pflügte. Da er nicht wagte, die Königin als Mitwisserin in dieser Sache anzugeben, so warf er die Schuld auf die Hofmeisterin und den Kapellan der Königin; er wußte, daß er Sigbrit dadurch einen wesentlichen Dienst leistete und an ihr einen Anhalt finden würde, womit er möglicher Weise sie versöhnen könne für den gegen Dyveke erregten Argwohn des Königs, daß sie nicht so bestimmt, wie es ihre Pflicht war, die Neigung des Schloßhauptmanns abgewiesen hätte. Und kaum hatte er gemerkt, daß der König den Klaus Daa in Verdacht habe, auf diese Veranlassung sich entfernt zu haben und nicht, wie er früher geglaubt, aus andern, den Aufruhr in Schweden betreffenden Ursachen, als er den König hierin bestärkte und dessen Zweifel zuletzt zur Gewißheit brachte. Denn den Klaus Daa haßte er seit jener Nacht; ein instinktartiges Gefühl hatte ihm schon damals gesagt, wovon er sich später überzeugte, daß dieser Edelmann bei der schönen Anna besser angeschrieben sei als er. Und als Hans Faaborg den König verließ, nachdem er ihm das unverbrüchlichste Stillschweigen über ihr ganzes Zwiegespräch und die genaueste Aufmerksamkeit für die Zukunft zugeschworen hatte — konnte er wohl nicht mit Unrecht zu sich sagen: „Das muß ein schlauer Teufel sein, der mehr

an einem Tage ausrichtete. Jetzt habe ich für Alle gesorgt und Keinen vergessen, denn man soll den Haß schützen und die Freundschaft stützen — — — Ihr schimpft mich den rothhaarigen Schreiber? Ihr behandelt mich, als ob ich ein dummer Hund wäre? Nun wohl, ich will Euch zeigen, daß der Fuchs in Wahrheit roth ist. Ich will es Euch zeigen, wenn das Glück mit mir ist; durch Schlauheit und Glück gelingt manch schweres Stück.''

Gegen Abend begab sich der König, begleitet wie gewöhnlich von einem seiner Sekretäre und wenigen Hellebardierern, nach Sigbrits Wohnung. Seine Augen waren starr geheftet auf das Pflaster und er grüßte gegen Gewohnheit nicht einen einzigen von Allen, die sich ehrerbietig vor ihm beugten. Als Sigbrits Pforte sich hinter ihm und seinem Gefolge geschlossen hatte, stellten sich die Hellebardierer bei dem Eingang zur Treppe auf, der Sekretär begab sich in eines von Sigbrits Arbeitsgemächern, während der König die Treppe hinaufstieg mit schwerem und langsamem Schritt.

Aber er hielt sich nicht auf, wie er pflegte, in Sigbrits Zimmer, wo sie an ihrem mit Briefen und Papieren überhäuften Arbeitstische saß. Und als sie aufstand, um ihm eine Rechnung zu zeigen, mit der sie sich eben beschäftigt hatte, und sagte: ,,Hieraus können Euer Gnaden sehen, wie man Euch gern um den Zoll betrügen möchte, wenn man nur könnte'' — stieß der König das Papier mit der Hand weg und antwortete barsch: ,,Man betrügt mich um den Zoll, wie man mich um Alles betrügt. Guds Droß! Was sprecht Ihr von Zoll? Es wäre besser, Ihr bewachtet

Eure Tochter und kenntet ihre Wege, als daß Ihr die Schillinge in der Zollrechnung zählt, denn für Dyveke habt Ihr eine wichtigere Verantwortung als dafür. Was ist hier vorgegangen? Wo ist Dyveke? Bleibt hier und rührt Euch nicht von der Stelle. Ich weiß den Weg selbst zu finden in meinem eigenen Hause ohne Eure Hülfe.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging der König durch den Saal und öffnete selbst die Thür zu den Gemächern, welche zu Dyveke führten. Sigbrit sah ihm mit Befremden nach; sie faßte nicht den Sinn der Worte des Königs, aber sie sah ein, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein mußte. Sie besann sich einen Augenblick und wollte dem König folgen, aber er hatte den Riegel hinter sich vorgeschoben. Da verzog sich Sigbrits Gesicht mit jedem Griff, den sie vergeblich that, um die Thür zu öffnen, allmählig zu einem spöttischen Lächeln; sie öffnete ein Fach ihres Schreibetisches, nahm einen Schlüssel heraus und verließ das Zimmer.

Einen Augenblick darauf trat sie durch eine verborgene Thür ihrer Schlafkammer in einen kleinen Gang, öffnete vorsichtig eine Thür und stand nun in einem engen, dunkeln Verschluß, den Niemand kannte als sie. Eine dünne Bretterwand trennte sie von Dyvekes Wohnzimmer; in dieser Wand waren an verschiedenen Stellen kleine Löcher durchgebohrt, welche es dem, der dort lauerte, möglich machten, Alles zu hören, was in Dyvekes Zimmer gesprochen wurde, und zugleich jeden Winkel daselbst zu überblicken. So weit trieb Sigbrit ihr Spähsystem, daß sie nicht einmal mit ihrer eigenen Tochter eine Ausnahme

machte, und auf diese Weise erfuhr sie Alles, was der König mit ihrer Tochter sprach, ohne sie danach zu fragen. Sigbrit hatte sich mit solcher Eile auf diesen Posten begeben, daß sie schon da war, als der König, der noch einen Augenblick vor der Thür gehorcht hatte, diese aufriß und plötzlich vor Dyveke stand, die erschrocken die Laute fallen ließ, womit sie ein wehmüthiges Liedchen begleitet hatte, das sie aus beklommener Brust mehr summte als sang.

Des Königs Eintritt war so plötzlich und so gewaltsam gewesen, daß dies Grund und Entschuldigung genug war für Dyvekes Erschrecken. Aber der König, welcher hierin den Beweis eines bösen Gewissens erblickte, überschüttete sie mit einem Strom von Vorwürfen und die lauernde Sigbrit erfuhr nun zu ihrem großen Erstaunen, daß es Dyvekes Anwesenheit bei dem Turnier war, was dem König Veranlassung zum Zorn gegeben hatte, und bereute es, ihre Tochter mehr sich selbst überlassen zu haben, als sie hätte thun sollen. Dyveke antwortete nicht auf des Königs Vorwürfe, ihre Thränen ergossen sich über ihr schönes, bleiches Gesicht, das so viel Entsagung und einen so tiefen Kummer ausdrückte, daß selbst der aufgebrachte König endlich davon gerührt wurde. Sein Zorn ging allmählig in Wehmuth über; aber noch hatte Dyveke kein Wort zu ihrer Vertheidigung gefunden. Dies Schweigen der Heftigkeit des Königs gegenüber ward endlich diesem unerträglich und sein Zorn war im Begriff, wieder aufzuflammen, als er sagte: „Sprich und laß uns hören, was Du zu Deiner Verantwortung zu sagen hast. — Nun? Du antwortest nicht?"

— „Ich habe nichts zu sagen," antwortete Dyveke, welche zum ersten Mal aufblickte und auf einen Augenblick ihre schönen Augen auf den König heftete. „Beim Turnier bin ich gewesen, ich wußte es nicht, daß das ein so großes Verbrechen sei. Euer Gnaden hat mich nicht allein ungehört verurtheilt, sondern sogar mich mit Eurem Zorn gestraft. Nun habe ich nichts zu sagen."

— „Guds Droß, ich verdamme Keinen ungehört!" brach der König aus. „Keinen — geschweige Dich, die Du mir lieber gewesen bist als irgend ein Anderer."

— „Gewesen bist," wiederholte Dyveke leise mit zurückgedrängtem Seufzer. „In diesen zwei Worten liegt meine Verurtheilung. Gewesen bist — es gehört der vergangenen Zeit."

Der König schwieg einige Augenblicke und ging auf und nieder. Dann blieb er vor ihr stehen, betrachtete sie freundlich, legte ihr die Hand unters Kinn und hob ihr den Kopf in die Höhe. Dyveke schlug die Augen nicht auf.

— „Ach, Dyveke! Wüßtest Du, wie gern ich die vergangene Zeit zurückriefe, wenn ich könnte."

Dyvekes Kopf sank wieder auf die Brust nieder, da der König sich umwandte und seine Wanderung im Zimmer auf und nieder fortsetzte. Diese Worte hatten ihren Zweifel bestätigt, sie hatten es ihr vollkommen deutlich gemacht, daß, wie die Vorzeit sich nicht mehr zurückwenden konnte, so auch die Gefühle und die Äußerungen, die dieser Zeit angehörten, unmöglich zurück zu rufen waren. Es war eine Leichenrede auf des Königs Liebe, von ihm selbst gehalten, womit Dyvekes für einen Augenblick wieder

auflebende Zärtlichkeit für den König ihren letzten Seufzer ausathmete.

— „Die Zeit ist vorbei," sagte der König halbleise, wie in Gedanken, indem er wieder vor Dyveke stand. „Sie ist vorbei — — — leider."

— „Das ist sie. Und sie wird nie mehr zurückkehren," antwortete sie eben so leise. Es lautete wie zwei Geisterstimmen, die über einem Grabe zusammensprechen.

— „Nie?"

Dyveke schwieg einen Augenblick und sagte dann betrübt: „Nein, nie. Und was nie zurückkehren kann, das ist die Jugend und die Kindlichkeit der Seele, der muntere Sinn und das Vertrauen des Herzens, das noch nie seine Erwartungen getäuscht gesehen hat."

— „Bin ich denn nicht mehr König von Dänemark? Bist Du nicht und ich nicht noch immer dieselben?"

— „Nein, gnädigster Herr, Ihr seid nicht mehr derselbe — — — und ich auch nicht," fügte sie leise und furchtsam hinzu. „Ach, in diesem Augenblick sehe ich das so deutlich, ich war verblendet — — — Es ist unmöglich, Ihr könnt mich nicht so lieben wie ehemals — — — Die Zärtlichkeit, die Ihr der Königin gegeben habt, die könnt Ihr mir nicht wiedergeben, auch wenn Ihr sie ihr nehmen wollt, der sie mit Recht gehört."

— „Du bist eifersüchtig, Dyveke," sagte der König verlegen. „Du siehst mehr darin, als wirklich darin ist. Du verwechselst Achtung mit Zärtlichkeit. Ich achte die Königin. Das Wohl des Landes hat dieses Opfer von mir gefordert. Ich achte sie, aber ich liebe sie nicht."

— „Gnädigster Herr, Ihr liebt die Königin," sagte Dyveke mit einer Ueberzeugung, welche den König vermochte, die Augen zu senken. „Und wie wäre das anders möglich? Seit ich jetzt die Königin in der Nähe gesehen habe, sehe ich ein, daß Ihr nicht anders könnt als sie lieben. Nein, es ist unmöglich."

Der König schwieg und starrte den Boden an.

— „Gnädigster Herr," fuhr Dyveke fort, da der König in Gedanken versunken schien und nichts antwortete, „es würde Euer und mein Unglück sein, wenn Alles so bliebe, wie es ist. Ich weiß nicht, woher ich den Muth nehme, das auszusprechen, was mir erst in diesem Augenblicke recht klar geworden ist. Ich bin nichts mehr für Euch — ich kann nichts sein, ich kann Euch nur schaden und Euer Leben und Euer Verhältniß zur Königin verbittern. Schickt mich fort, gnädigster Herr, laßt mich nach Holland zurückreisen, laßt mich mein Leben in der Stille beschließen, damit wird mir am besten gedient sein, denn ich bin nur wenig geschickt, in der Welt zu leben — — — Ich habe viel zu bereuen und zu beweinen, ich werde vielleicht noch Gnade finden, wenn ich mich in der Zeit demüthige — — — Ach, wenn Ihr wüßtet, wie Entsetzliches Euch und mir prophezeit ist — — — Laßt mich wegreisen, weit weg — das ist die einzige Gunst, die Ihr noch Dyveke erweisen könnt, die Euch lieb gewesen ist. Ach, um dieser Liebe willen, Christiern, erhört meine Bitte und sendet mich fort von hier!"

— „Fort von hier? Beweinen? Prophezeiung?" wiederholte der König. „Ha! Was soll das heißen! Guds

Troß! Da spüre ich wieder die Wirksamkeit meiner Feinde. Mein Schwager Karl, das sind einige von seinen alten Redensarten, die Erich Walkendorf ihm beigebracht hat. Das sind Bischofsredensarten. Ha! Kommen die Glatzköpfe auch in diese Mauern? Sie gönnen mir keine Freistätte. Könnten sie die Luft vergiften, ohne ihr eigenes Leben zu wagen, so thäten sie es gewiß."

— „Du willst fort von hier? Wohin? Mit wem?" fuhr der König mit Heftigkeit fort. „Ha! Wer hat diesen Plan gemacht? Hier geht mehr vor, als mir im Traum eingefallen ist. Sie haben es verstanden, den Krieg auch auf dies Gebiet hinüber zu spielen. Aber ich bin noch bei Zeiten gewarnt worden und es soll ihnen nicht glücken. Nein, Du sollst nicht reisen, Du sollst bleiben und Alles soll sein, wie es gewesen ist. Ich will ihnen zeigen, daß ich ihnen die Stange halten kann, so viele sie auch sind. Ich werde es ihnen zeigen."

— „Nein, Du sollst bleiben," fuhr der König nach einer Pause fort mit einer Innigkeit, welche Dyveke tief rührte. „Ich kann Dich nicht entbehren, ich kann mich nicht von Dir trennen, meine kleine Taube. Sie wollen Dich wegscheuchen, sie wollen Dich von mir weglocken, sie wissen, daß es mir das größte Herzeleid verursachen würde, wenn sie Dich mir entreißen könnten. — Ach, Dyveke! So wie ich Dich geliebt habe, habe ich keine Andere geliebt — — — so kann ich niemals eine Andere lieben. Wie oft hast Du mich vor mir selbst gerettet, wenn der Jähzorn mich übermannte! Wie oft hast Du mich getröstet, wie oft habe ich Ruhe und Frieden bei Dir gefunden! Ach, Ruhe ist doch

das einzige Glück auf Erden — — — aber sie ist mir versagt — — — Wüßtest Du, wie sehr meine Seele nach Ruhe dürstet — — — Ich finde sie erst im Grabe.“

Der König hatte an Dyvekes Seite Platz genommen, welche auf einem Ruhebett saß; er legte seinen Arm um ihren Leib und liebkoste ihr. Aber die alte Zeit kehrte nicht zurück beim Laute dieser zärtlichen Worte und Dyveke erwiederte des Königs Liebkosungen nicht, sie hauchte nur einen tiefen Seufzer aus ihrer gepreßten Brust.

— „Ha! Du hast keine andere Antwort als Seufzer?“ brach der König aus, bei dem die Augenblicke der Zärtlichkeit schnell mit Heftigkeit und Zorn wechselten. „Ehemals war es anders, da fehlte es Dir nicht an Worten. Ei, ei! Ich sehe, daß er Recht hat, wenn er auch ein Heuchler und Schurke ist,“ fuhr er bei sich selbst fort, indem er sie fahren ließ. Dyveke blieb sitzen mit den Händen im Schooß, wie sie saß, in tiefen Gedanken und starrte vor sich hin.

— „An wen denkst Du, Dyveke?“ fragte der König plötzlich. „Etwa an den Schloßhauptmann?“ fügte er mit scharfem Blick hinzu.

Ungeachtet Dyveke leichtsinnig war und Charakterfestigkeit ihr fehlte, hatte sie doch so viel Selbstbeherrschung, es zu verhehlen, wie sehr diese Frage sie überraschte; sie wechselte kaum die Farbe, indem sie antwortete: „Gnädiger Herr, wie kommt Ihr darauf, daß ich jetzt an Torben Oxe denken sollte?“

Der König ließ sich durch diese scheinbare Ruhe täuschen, welche beinahe ihre Kräfte erschöpfte. Er wußte nicht, wie gewaltsam ihr Herz bei jenen Worten schlug.

— „Ha! Wenn Hans Schreiber mich betrogen hätte — — — das sollte ihm theuer zu stehen kommen,“ sagte er halbleise wie für sich selbst.

— „Hans Faaborg? Der verrätherische Schelm?“ brach Dyveke aus, welche begierig eine Veranlassung ergriff, um die Bewegung ihres Innern zeigen zu dürfen. „Gnädigster Herr, bin ich so tief bei Euch gesunken, daß ein so Nichtswürdiger mich bei Euch verläumden darf? Aber es ist Rache, weil er gewagt hat, mir von Liebe zu sprechen, und ich ihn mit Verachtung abgewiesen habe. Und er darf mich bei Euch verläumden — — — und Ihr glaubt einem so niedrigen Verräther? Alle Heiligen!“

Ein Schauer durchlief den König; er heftete einen durchdringenden Blick auf sie und sie hielt ihn aus, ohne die Augen nieder zu schlagen, denn sie sprach ja die Wahrheit, indem sie ihren Feind anklagte. Des Königs Augen rollten unstät, er biß sich die Lippen blutig, schwieg aber.

Dies Schweigen war nahe daran, Dyveke zu vernichten; es erschreckte sie mehr, als die größte Heftigkeit gethan haben würde; sie hielt die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

— „Dyveke!“ sagte der König bewegt, „fasse Dich, weine nicht! Ich glaube Dir ja!“

Aber bei diesen Worten flossen ihre Thränen noch stärker als vorher.

— „Dyveke!“ sagte der König zärtlich und legte den Arm um ihren Leib. „Mein Täubchen!“

— „O schickt mich fort — — — weit fort — — —

weit von meinen zahlreichen und mächtigen Feinden ———"
sagte sie mit halb erstickter Stimme.

— „Nein, sie sind machtlos, sie vermögen nichts gegen Dich," sagte der König und trocknete selbst ihre Augen mit seinem Taschentuche. „Verlaß Dich auf mich! Wenn der König mit Dir ist, wer sollte Dir da etwas anhaben? Fasse Dich, mein Täubchen!"

Der König flüsterte zärtliche Worte ihr ins Ohr und endlich glückte es ihm, das krampfhafte Weinen zu beschwichtigen, das Dyveke verhinderte, zu antworten. Als Sigbrit aus ihrem Versteck sah, daß der König einen Kuß auf Dyvekes Wange drückte, lächelte sie und begab sich in ihr Zimmer zurück, denn nun war, meinte sie, der Sturm vorüber und die Liebenden versöhnt. Aber es war ein gezwungenes Lächeln, denn sie war nicht blind gegen die Gefahren, die des Königs einmal geweckte Eifersucht mit sich führen würde und die sie mit aller Verschmitztheit Mühe haben würde, zu bekämpfen. Denn sie wußte wohl, daß Argwohn und Eifersucht selten ganz verschwinden; sie lassen sich wohl eine Zeit lang auf dem Lebensstrome zu Boden senken, aber nicht auf die Dauer. Sie verbergen sich im Schlamm und der Strom gleitet fort, ohne zu verrathen, was in der Tiefe liegt. Ein einziger Windstoß ist hinreichend, das Wasser aufzurühren — da zeigen sie sich wieder auf der Oberfläche und führen den Schlamm des Abgrundes mit sich.

Kurz darauf trat der König in Sigbrits Gemach. Das schlaue Weib, das auf ihrem Platze saß, wo der König sie verlassen hatte, erhob sich ehrerbietig, aber ohne zu sprechen,

und da er mit einigen freundlichen Worten eine Unterredung einleiten wollte, antwortete sie nur das Allernothwendigste. In dem Bewußtsein, sie gekränkt zu haben, ertrug er ihre Wortkargheit. Wenige Könige können der übeln Laune ihrer Umgebungen und Günstlinge Widerstand leisten und Christian der Zweite gehörte zu ihnen. Sigbrit ließ den König fühlen, daß er Mutter und Tochter gekränkt habe, und dies Gefühl verstand sie listig zum Schaden ihrer Feinde zu benutzen in dem darauf folgenden langen Zwiegespräch mit dem König, und nie zuvor hatte er so unbedingt den Äußerungen Sigbrits gegen die Hofmeisterin der Königin und den Pater Mansverus Beifall gegeben, deren Entfernung sie als ein Versöhnungsopfer forderte; denn von diesen Beiden, behauptete sie, gehe alle Bosheit aus, welche den König erbittere und ihr und ihrer Tochter das Leben verleide.

Als der König sich zum Schlosse zurückbegeben hatte, mußte Dyveke eine gewaltige Strafpredigt von ihrer Mutter aushalten. Aber ungeachtet sie bitterlich weinte, hörte sie doch nur wenig von Sigbrits Ermahnungen und Drohungen, denn sie war zu sehr von Angst und Betrübniß erfüllt, um für den Zorn eines Andern empfänglich zu sein. Der Prophetin furchtbare Wahrsagungen fingen schon an, in Erfüllung zu gehen: ihr Schicksal sollte das des Gotteslängners sein — ach, was hatte sie nicht schon verläugnen müssen? Sie sollte verflucht sein auf Erden — — — und verflucht im Himmel!

— „O, möchte ich doch weit, weit von hier sein — — — in der elendesten Hütte — — — fern von allen Menschen — —

oder in der schwarzen Erde," seufzte Dyveke mit thränenerfüllten Augen.

— „Närrisches Ding," brach Sigbrit ärgerlich aus. „Laß mich noch einmal solch Geschwätz hören und Du wirst es mit mir zu thun bekommen, das gelobe ich Dir treulich. Wie das Kind sich so einfältige Gedanken in den Kopf gesetzt hat, ist mir unbegreiflich. Aber ich werde die Augen offen halten, glaube mir, und der soll büßen, der Schuld hat, so wahr ich Sigbrit Willumstochter bin."

Und mit Kopfschütteln ging sie zur Thür hinaus und schlug sie heftig hinter sich zu.

Denselben Nachmittag hatte Klaus Daa sich zum Schloßhauptmann begeben. Obgleich er noch schwach war nach den Anstrengungen des vorigen Tages, konnte er es nicht über sein Gewissen bringen und es länger aufschieben, der Königin von der ihm anvertrauten Sendung Rechenschaft abzulegen. Torben Oxe ließ durch seinen Leibdiener bei Birgitte Bryske anfragen, ob die Königin Klaus Daa sehen oder es ihm erlauben wolle, seinen Bericht einem Andern anzuvertrauen. Die Antwort lautete, daß die Königin Beide, den Schloßhauptmann und Klaus Daa, zu empfangen bereit sei.

Mit klopfendem Herzen stieg der junge Mann hinter dem Schloßhauptmann die geheime Treppe zu den Gemächern der Königin hinauf. Nachdem Torben Oxe der Schönheit nach Gewohnheit durch eine Umarmung der kleinen Sophie Glob gehuldigt hatte, öffnete diese die Thür zum Zimmer der Königin.

Als Klaus Daa seinen Bericht abgestattet hatte, dankte ihm Elisabeth mit der Innigkeit, welche sie in hohem Grade besaß, für die Treue und Beharrlichkeit, die er in ihrem Dienste bewiesen habe. Es sei ihr ein Stein vom Herzen gefallen, sagte sie, als sie ihn noch zu rechter Zeit habe erscheinen sehen, um dem Turnier beizuwohnen; sie würde es sich ihr Leben lang vorgeworfen haben, wenn sie schuld an einer solchen Verunglimpfung für ihn gewesen wäre, woran doch nicht viel gefehlt habe. Und sie dankte Gott und allen Heiligen, daß das ihm geliehene Amulet so kräftig gewesen sei, sein Leben gerade in der drohendsten Gefahr zu schützen; sie bat ihn, es in Zukunft als eine Gabe ihrer Erkenntlichkeit zu tragen, denn die Kette, womit sie ihn beim Turnier geschmückt habe, sei ein Lohn für seinen Sieg und habe nichts mit den ihr geleisteten Diensten zu thun. — Dem glücklichen Klaus Daa fehlten die Worte, seine Dankbarkeit auszudrücken.

Während dies im Zimmer der Königin vorging, stand der lauernde Hans Faaborg in einer Fenstervertiefung der großen Wendeltreppe, die zur Wohnung des Königs führte. Als der König bei seiner Rückkehr die Treppe hinaufging, ward er den Schreiber gewahr, der dem schon über seinem Haupte schwebenden Sturme nicht entgangen sein würde, wenn seine Dummdreistigkeit ihn nicht dies Mal gerettet hätte. Er trat rasch und dreist auf den König zu und bat um die Erlaubniß, eine unterthänigste Mittheilung machen zu dürfen. Der König betrachtete ihn einen Augenblick mit Zorn — — — er hatte große Lust, das giftige Ungeziefer zu zertreten; aber Hans Faaborgs listiges Lächeln verrieth, daß

er im Besitze einer vielleicht wichtigen Kunde sei, und diese Betrachtung bestimmte den König, ihn für jetzt noch zu schonen.

— „Was habt Ihr mir zu sagen, Hans Faaborg?" fragte der König rauh.

— „Hochmächtigster König, der Schloßhauptmann und der junge Klaus Daa schlichen sich eben auf der geheimen Treppe der Königin das Schloß hinauf — — — zur Hofmeisterin," fügte er rasch hinzu, entsetzt über seine eigene Dreistigkeit, da es ihm plötzlich einfiel, daß seine Worte als eine Anklage der Königin gedeutet werden konnten. Hans Faaborg hatte kaum ausgesprochen, als der König ihm schon den Rücken wandte und mit starken Schritten seinen Gang fortsetzte die Wendeltreppe hinauf, welche auch zu den Gemächern der Königin führte.

— „Er geht geraden Wegs hin," sagte Faaborg und rieb sich die Hände, als er hörte, daß die beiden Partisanenträger, welche vor der Königin Gemächern Wache hielten, die Hellebarden drei Mal hart auf das Steinpflaster stießen. „Er geht geraden Wegs hin — — — er fängt die Ratze noch in der Falle. Mag sie sehen, wie sie davon kommt."

Aber Sophie Glob, die im Vorzimmer der Königin die Wache hatte, hörte das Getöse, das des Königs Ankunft verrieth, denn nur vor ihm und der Königin stießen die Soldaten die Hellebarden auf diese Weise gegen den Boden. Mit eines Hoffräuleins Geistesgegenwart schob sie den Riegel vor die Thür und lief fort, um Birgitte Bryske von der Gefahr zu unterrichten, welche ihrer Herrscherin drohte.

Ihre Furcht war dies Mal überflüssig, denn die Königin hatte die beiden Edelleute schon verabschiedet und Birgitte sie durch die Thür zur geheimen Treppe entlassen. Sophie Glob konnte deshalb noch so eben wieder aufriegeln, ehe sie aufgerissen wurde.

Mit raschen Schritten ging der König durch das Vorzimmer, öffnete selbst die Thür des Gemachs der Königin, schlug den Vorhang zurück und blieb auf der Schwelle stehen.

— „Allein?" sagte er verwundert und ließ die Augen rundum in alle Winkel laufen, als ob er Jemand suche.

Die Königin stand mit Birgitte Bryske am Fenster. Diese Worte bewiesen ihr, daß sie beobachtet und angeklagt sei.

— „Nein, nicht allein," sagte sie freundlich, indem sie dem König entgegentrat, der noch in der Thür stand.

— „Geh, Birgitte," fuhr sie fort, „meines Herrn Gnade wünscht mich allein zu sehen."

Mit tiefer Verbeugung verließ Birgitte das Gemach.

— „Nun bin ich bereit, zu hören, was Ihr mir sagen wollt," sagte die Königin mit sanfter Festigkeit.

Im ersten Augenblicke war der König verlegen. Er befand sich allein mit Elisabeth zum ersten Male nach dem Auftritte, der Tags zuvor beim Turnier stattgefunden hatte. Er fühlte, daß jetzt zum ersten Male Dyvekes Name von ihnen genannt werden müsse, und das Bewußtsein seines Unrechtes gegen Elisabeth machte seine Miene noch strenger.

— „Christiern, was ist es, dessen man mich anklagt?" fragte die Königin mit derselben Milde. Und als er beim Schweigen verharrte, während seine Augen zornige Blitze

schossen, fügte sie hinzu: „Wessen klagt Ihr mich an, mein Herr und König?“

— „Guds Droß, ich klage Dich nicht an,“ brach der König mit Heftigkeit aus, denn er wollte um Alles in der Welt einem empfindsamen Auftritte vorbeugen. „Ich klage Dich nicht an, Elisabeth, obwohl ich weiß, daß meine Feinde ihre ärgsten Anschläge in der Nähe meiner Gattin spinnen — — — und daß sie vielleicht dessen nicht unkundig ist,“ fügte er hinzu. Und da die Königin, welche diese Anklage nicht erwartet hatte, ihn bestürzt betrachtete, fuhr er fort: „Ihr spielt Eure Rolle gut, Elisabeth! Guds Droß! Man sollte beinahe glauben, daß Ihr nichts von dem wißt, was man gegen mich im Schilde führt. Aber ich bin gewohnt, an jedem Finger ein Auge zu haben. Ich weiß wohl, daß Kaiser Maximilian, der bei Euch Vatersstelle vertritt, ein schlechter Bezahler ist, aber ich werde ihn nöthigen, seine Schuldigkeit zu thun. Trotz aller Ränke werde ich ihn dazu nöthigen. Hier geht auch ein geheimer Bote nach Spanien? Ei, ei, ei! Sie wollen mich bei dem Bruder mit der Mitgift hinhalten, ich weiß wohl warum. Es soll mich in Verlegenheit bringen in diesen bösen Zeiten und mich abhängig machen von Geistlichkeit und Adel, daß die Summe mir nicht bezahlt wird, die ich mit Recht zu fordern hatte noch vor der Hochzeit und welche ich jetzt nöthig bedarf.“

— „Nein, so war mir Gott helfe,“ rief die Königin, die über diese Beschuldigung aufgebracht wurde, da sie sich ihrer guten Absicht bewußt war hinsichtlich des abgeschickten Briefes, welchen sie doch nicht erwähnen durfte, um Klaus

Daa nicht in Verlegenheit zu bringen. „So wahr mir Gott helfe, das ist eine schändliche Verläumdung und der, welcher sie Euch vorgebracht hat, ist ein frecher Lügner gewesen.“

— „So wahr Euch Gott helfe? Ei, ei, Elisabeth! Hat Euer Kapellan Euch schon gelehrt, mit Bedingungen zu schwören nach mönchischer Weise? Aber ich kann Euch sagen, daß die Absicht nicht viel besser ist als die That, und wenn die bösen Anschläge nicht ausgeführt sind, so ist es nicht Gottes, sondern meine Schuld, daß das Beabsichtigte nicht geschehen ist. Schäme Dich!“

Dies war zu viel für die Geduld der Königin.

— „Gnädigster Herr,“ sagte sie, „wenn ich Ursache hätte, mich zu schämen, so stände es schlimm um mich. Aber, die Heiligen seien gelobt, das ist nicht der Fall und ich kann Euch frei in die Augen sehen. Mein Gewissen ist mein Richter, der mir sagt, daß ich nichts verbrochen habe. Ich muß Euern Zorn und Eure Unbilligkeit ertragen wie — so vieles Andere.“

Als sie das letzte Wort ausgesprochen hatte, bereute sie es. Sie hätte es gern zurückgerufen, wenn es möglich gewesen wäre. Sie wollte es mildern, aber der König ließ ihr keine Zeit dazu.

— „Gubs Droß!“ brach er aus, „Dein Gewissen Dein Richter? Du hast einen andern Richter, der Dich zur Rechenschaft fordern kann, und das ist der König. Was ist das für eine Rede? So vieles Andere? Ha! Ich weiß, von wem dies Alles kommt. Aber ich werde sie treffen, wenn sie es am wenigsten erwarten. Ich werde ihnen Allen zeigen,

daß ich König bin und nicht eine Schlafmütze, mit der sie machen können, was sie wollen. So vieles Andere? Ja, ich werde Ordnung in dies bringen wie in so vieles Andere. Ich will mich nicht betrügen lassen um das, was mir mit Recht gehört. Ich werde Schiffe im Meere wegnehmen lassen, bis mir die Mitgift bezahlt wird, wenn ich mit Worten nichts ausrichte. Es giebt noch andere Mittel, wenn die milden nichts helfen, um Euern Großvater zu zwingen, nicht länger als ein Jude und Wucherer zu handeln."

— „Alle Heiligen!" brach die Königin aus und schlug die Hände zusammen, „alle Heiligen! Womit habe ich eine solche Behandlung verdient? Habe ich es verdient, so gedemüthigt zu werden?"

— „Elisabeth," sagte der König mit milderer und gesenkter Stimme — denn er bereute seine Heftigkeit — „warum läßt Du Dich verführen zu meinem und des Reichs Verderben? Warum willst Du mir Unrecht thun und es mit meinen Feinden halten?"

— „Ich wäre nicht würdig, Eure Königin zu sein, wenn mir so etwas mit Recht nachgesagt werden könnte," sagte Elisabeth betrübt, aber mit einer Hoheit, welche selbst dem König Achtung abnöthigte. „Und ich wäre meines Großvaters unwürdig, wenn ich ihn geduldig verhöhnen ließe und länger auf solche Worte hörte. Die Zeit wird einmal kommen, wo Ihr selbst einsehen werdet, wie hart Ihr mir Unrecht gethan habt — — Die Zeit wird kommen — —"

Sie brach von selbst ab, hielt ihr Taschentuch vor die Augen und ging rasch in ihr Schlafzimmer.

Die Königin entfernte sich so plötzlich und der Vorhang war schon hinter ihr zugefallen, ehe der König sie zurückhalten konnte.

Er betrachtete einige Augenblicke die Thür, durch welche Elisabeth verschwunden war, ließ dann den Blick in dem verlassenen Zimmer umherschweifen, als ob er einen Gegenstand für seinen Zorn suchte, aber Alles athmete eine friedliche Ruhe innerhalb dieser Mauern und der Königin unvollendete Handarbeit und viele andere Spuren von ihr, welche ihm von allen Seiten entgegentraten, brachten ihn wieder zur Besinnung. Er legte die Hand an die Stirn und seufzte tief. Wenn Elisabeth in diesem Augenblick zurückgekehrt wäre, würde er sie um Verzeihung gebeten haben wegen einer Kränkung, die ihm bitterlich leid that; er wünschte von ganzem Herzen, daß sie zurückkehren möchte; er wartete eine Weile — — — aber sie kam nicht.

— „Ha!" sagte er bei sich selbst, „man trotzt mir — So vieles Andere? Damit war Dyveke gemeint — — — Aber ich will Härte mit Härte vertreiben — — — Ha! Sie bleibt weg! — — — Will sie nicht zu mir kommen, so werde ich zu ihr kommen."

Der König that einige rasche Schritte zur Thür hin. Indem er den Vorhang zurückschlagen wollte, ging die Thür dahinter auf.

— „Elisabeth! Meine Elisabeth!" rief der König fröhlich aus.

Der Vorhang ward zur Seite gezogen und Frau Anna Meinstrup stand vor ihm und neigte sich tief zu Boden.

— „Meiner Frauen Gnade läßt sich entschuldigen, daß sie in ihrem Schlafzimmer bleibt, da sie nicht wohl ist.“

— „Ha! Nicht wohl? Was fehlt ihr?“ brach der König aus und machte einen Schritt nach der Thür der Königin.

— „Gnädigster Herr, meine Gebieterin wünscht allein zu sein,“ sagte die Hofmeisterin mit ihrer scharfen, trockenen Stimme, indem sie sich vor den König stellte, dessen Gesicht in demselben Augenblicke feuerroth wurde. Er warf ihr einen erbitterten Blick zu, aber die Hofmeisterin wich nicht von der Stelle; sie neigte sich abermals tief und wiederholte: „Die Königin wünscht allein zu sein.“

— „Sie wünscht allein zu sein? Und das läßt Elisabeth mir sagen? Und durch Euch? Guds Droß! Was heißt das Alles? Aber will sie allein sein, so soll sie es auch bleiben. Ich bin Herr im Lande und kein Anderer, das will ich Euch allzumal beweisen, so viele Ihr auch seid. Frau Anna Meinstrup, Ihr verlaßt das Schloß und die Stadt binnen vier und zwanzig Stunden und ich sage Euch, daß wenn Ihr Euch nach dieser Zeit in unsrer oder der Königin Nähe finden laßt, so sollt Ihr es fühlen, daß unsre Rechnung noch nicht abgemacht ist. Geht nun!“

Frau Anna Meinstrup erblaßte und mußte sich an einem Stuhl halten, um bei diesem unerwarteten Schlage nicht umzusinken.

— „Gnädigster Herr, unter drei Königinnen bin ich Hofmeisterin mit Ehren gewesen — — —“

— „Guds Droß! Deswegen lasse ich Euch auch nicht die bösen Anschläge entgelten, die Ihr gegen mich ausgeführt

habt. Der Wittwe des Otto Rosenkrantz erweise ich Schonung, denn er war ein treuer Mann und ich habe ihn nicht vergessen, aber kommt Ihr mir wieder vor Augen, so werde ich nur Anna Meinstrup in Euch sehen und da sei Gott Euch gnädig, wahrhaftig, Gott Euch gnädig!"

— „Das wird er sicherlich," antwortete die Hofmeisterin mit erhobener Stimme, denn des Königs Unversöhnlichkeit hatte ihr allen ihren Stolz und Muth zurückgegeben und sie stand wieder aufgerichtet vor dem erbitterten König und sah ihm unerschrocken in die Augen. „Mit Gottes und der Heiligen Beistand hoffe ich, bessere Tage zu erleben als diese, welche der Gerechtigkeit gleichwie der Dankbarkeit entbehren."

Der König hatte schon den Fuß auf der Thürschwelle, als er sich wieder umsah und spottend sagte: „Damit Ihr nicht heiligen Beistandes entbehrt, könnt Ihr Eurer Frauen Kapellan mitnehmen. Es war gut, daß Ihr mich daran erinnert, Frau Anna Meinstrup, so wird das Haus auf ein Mal gereinigt. Ich sage Euch, daß wenn Ihr und Pater Mansverus Euch morgen um diese Zeit im Schlosse finden laßt, so werdet Ihr nicht mehr über die Zugbrücke kommen, sondern der Thurm soll Euch so gewiß sein, als ob Ihr schon drin säßet. Marsch mit Euch nach Flandern oder Spanien, wenn Ihr wollt, so braucht Ihr nicht geheime Botschaft zu schicken; aber fort sollt Ihr, denn Ihr Zwei seid hinreichend, ein Otternnest aus einem Königsschloß zu machen, und wenn es noch so groß wäre."

Mit diesen heftigen Worten verließ er die Hofmeisterin und stürmte durch das Vorzimmer.

Als der König sich entfernt hatte, war Frau Anna Meinstrups Kraft erschöpft, ihre Anstrengungen waren zu groß gewesen. Sie warf sich in einen Stuhl und vergoß bittere Thränen über den großen Schimpf, der über sie ergangen war, die unter drei Königinnen eine ceremonielle Herrschaft ausgeübt hatte, unter welche sich der ganze Hof, ja selbst ihre hohe Herrscherin hatte beugen müssen. Und keinen König konnte der Verlust seines Thrones bitterer schmerzen, als Anna Meinstrup den Verlust ihrer Stellung bei Hofe fühlte.

Es ist ein altes Wort: Lug und Trug zu weben, bringt den Lügner selbst ums Leben. Hans Faaborg hatte sich durch seine Arglist in eine sehr schwierige Lage gebracht, denn um seinen eigenen Haß zu befriedigen, hatte er den ihm von den Bischöfen gegebenen Auftrag weit überschritten und er konnte voraussehen, daß, wenn einmal seine Handlungen an den Tag kämen, er alle Parteien wider sich haben würde, Sigbrit und Dyveke wegen des Argwohns, den er in die Seele des Königs gegen den Schloßhauptmann gestreut hatte, die Königin und die Bischöfe wegen des Antheils, den er — freilich ohne es zu wissen — an der Verweisung der Hofmeisterin und des Kapellans vom Hofe gehabt hatte. Der Einzige, an den er sich halten mußte, war der König. Deswegen strebte er eifrig, sich ihm angenehm und unentbehrlich zu machen durch Mittheilung von Nachrichten, welche der König auf keine andere Weise erhalten konnte, theils über die Beamten, theils über die Hofleute.

Dem Anschein nach war er in des Königs Gunst gestiegen und in demselben Grade trotzte er dem Schloßhaupt-

mann; er hatte sogar gewagt, seinen Mitschuldigen Ole Skaaning zum erledigten Kerkermeisterposten auf dem Schlosse vorzuschlagen. Gutwillig hätte er es wohl nicht gethan, aber er wußte auf keine andere Weise diesen Menschen zufrieden zu stellen. Der König bewilligte seine Bitte und Ole Skaaning, der bis dahin nicht gewagt hatte, sich auf dem Schlosse blicken zu lassen nach dem unglücklichen Ausfall seiner Sendung nach Spanien, trat den Dienst an gegen des Schloßhauptmanns Willen.

Aber Alles dies machte den Hans Faaborg schwindlig; er glaubte, daß der König ihn nicht entbehren könne und deswegen ihm nichts abschlagen würde. Schon längst hatte er ein Kanonikat in Roeskilde gewünscht und als ein solches gegen den Herbst erledigt wurde, bat er den König inständig, ihm für seine vielen und treuen Dienste diese Belohnung zu ertheilen. Inzwischen blieb die Sache unentschieden, bis der König sich in den letzten Tagen des Oktober anschickte, eine kurze Reise nach Nordjütland vorzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wollte er Roeskilde berühren und Hans Faaborg erneuerte nun seine Bitte um das erledigte Amt, da die Sache während des Aufenthalts des Königs in dieser Stadt am leichtesten mit dem roeskilder Bischof abgemacht werden konnte.

— „Glaubst Du auch, daß wir es vor unserm Gewissen verantworten können, einen solchen Vogel zum Kanonikus zu machen?" sagte der König.

Faaborg hielt die Angelegenheit für abgemacht und bat den König, sich seiner gnädigst zu erinnern, wenn er nach Roeskilde käme.

— „Das verspreche ich Dir, Hans Schreiber, ich vergesse Dich so leicht nicht. Du hast mir zu viele frohe Stunden in meinem Leben gemacht.“

— „Er ist doch entsetzlich, selbst wenn er scherzt,“ dachte Hans Faaborg. „Die Augen könnten mir noch das Blut erstarren, wiewohl ich sie gewohnt bin und nichts von ihm zu fürchten habe. Ich will froh sein, wenn ich sie nicht mehr zu sehen brauche, sondern in Roeskilde sitzen kann in meinem fetten Kanonikat.“

Den nächsten Tag reiste der König. Hans Faaborg war sehr froh, denn er hatte Befehl, mit im Gefolge zu sein. Als sie nach Roeskilde kamen, wo übernachtet werden sollte, und der König aus dem Wagen stieg, trat der Schreiber zu ihm und bat ihn, sich gnädigst seiner zu erinnern. Ein unheimlicher Blick war des Königs ganze Antwort, aber eine Stunde später brachte einer der königlichen Sekretäre dem Hans Faaborg einen Brief mit dem Befehl, auf der Stelle nach Kopenhagen zurück zu kehren und ihn dem Schloßhauptmann zu eigenen Händen zu übergeben, da er von Wichtigkeit sei.

— „Königsdienst ist kein bequemer Dienst,“ dachte Faaborg, als er nach Kopenhagen denselben Weg, den er gekommen war, zurückritt. „Aber wen anders sollte der König in wichtigen Geschäften abschicken als den, auf welchen er sich verlassen kann? Das beweist des Königs Vertrauen; es ist ein neuer Schritt zu meiner Erhöhung.“

Und das war es, aber auf eine andere Weise, als er dachte.

Niemand wußte, wohin Torben Oxe gegangen war; es war schon spät Abends und er kam noch immer nicht.

Hans Faaborg schlug seinen Mantel über die Ohren und verließ das Schloß wieder, indem er murmelte: „Ich möchte wohl wissen, ob ich meines Herrn Wege nicht ausforschen könnte zu seinem eigenen Verderben. Um diese Zeit glaubt er sich sicher und wenn die Katze nicht zu Hause ist, spielen die Mäuse gern auf Tisch und Bänken. Wir wollen doch sehen, ob wir ihn nicht auf der That ertappen können.“

Es war einer der ersten Tage des November, der Herbst ungewöhnlich mild und die Winterkälte noch nicht eingetreten. Der Mond war noch nicht untergegangen und warf noch eine magische Halbbeleuchtung über die öden Gassen und dunklen Häuser, denn es war gegen zehn Uhr und nirgends sah man Licht. Selbst das Zimmer der fleißigen Sigbrit, wo sonst das letzte Licht in der Stadt zu brennen pflegte, war nicht mehr erleuchtet. Hans Faaborg schlich sich um das Haus. Alles war still wie ein Grab, nicht ein Blatt rührte sich an den Bäumen des Gartens, die traurig über die Mauer hinhingen und den schmalen Gang verdunkelten zwischen Sigbrits und des Graubrüderklosters Gärten, der mit verwelkten Blättern dicht bestreut war. — — — Was unterbrach da die Stille? — Faaborg horchte. — Flüsternde Stimmen sprachen innerhalb der Gartenmauer. Sie entfernten sich und kamen wieder näher. Es waren zwei Stimmen in leiser Unterredung, die von zwei innerhalb des Gartens auf und ab Gehenden geführt wurde.

— „Es ist der Schloßhauptmann und Dyveke, darauf will ich sterben,“ sagte Hans Faaborg vor sich hin. „Er

ist ein dreister Schelm, daß er so etwas wagt, während der Mond am Himmel steht und der König nicht mehr als vier Meilen entfernt ist. Was wird er da nicht in dunklen Näch- ten wagen, wenn Se. Gnaden erst in Jütland ist!"

Die Stimmen hielten inne bei dem Gartenpförtchen, aus dem wir einst Dyveke, Anna und Faaborg haben gehen sehen. Er sprang hurtig auf die andere Seite des Gäßchens und versteckte sich in der tiefen Öffnung einer ähnlichen Pforte, welche in einiger Entfernung in den Garten des Graubrüder- klosters führte. Hier fürchtete er nicht, entdeckt zu werden; dorthin konnte sich der Schloßhauptmann nicht wenden, wenn er nicht einen Umweg machen wollte.

Gleich darauf öffnete sich die Thür, eine hohe Gestalt trat aus dem Garten, eine kleinere blieb in der Thür stehen.

— „Lebt wohl!" sagte eine männliche Stimme. „Euer Wille soll befolgt und Alles vorbereitet werden, ob- gleich ich damit mein eigenes Todesurtheil spreche, denn ich kann nicht ohne Euch leben. Laßt mich hoffen, daß meine Treue endlich wird belohnt werden, laßt mich hoffen, daß Ihr mir noch ein Zeichen Eures veränderten Beschlusses gebt."

— „Nein, Torben Oxe, mein Beschluß steht fest," antwortete Dyveke. „Ich hatte ihn unwiderruflich gefaßt, ehe ich Euch diese Unterredung bewilligte — was ich sonst nicht gewagt hätte," fügte sie mit einem Seufzer hinzu. „Ich muß fort von hier und es muß geschehen, ehe der König zurückkommt. Wenn ich fort bin, wird man meine Mutter weniger hassen — und vielleicht wird sie sich

überreden lassen, mir in die Verbannung zu folgen. So lange ich hier bin, geschieht das nicht, wenn ich sie auch noch so sehr bäte. Dies Leben tödtet mich; nur die Flucht eröffnet mir die Aussicht, meine Sünden zu büßen und mich mit meinem Gott zu versöhnen. Schafft mich weg, thut das Möglichste, mich in einem Kloster außer Landes unter zu bringen, und ich will Euer Andenken segnen und mein ganzes noch übriges Leben für Euch beten."

Der Schloßhauptmann, welcher diese Unterredung abzubrechen wünschte, drückte ihre Hand an seine Lippen und flüsterte: „Lebt wohl, Dyveke!"

— „Nein, geht jenen Weg nicht! Eine Ahnung sagt mir, daß er uns verrathen wird," brach Dyveke plötzlich aus, als der Schloßhauptmann sie verlassen wollte. „Es könnte Jemand aus dem Kloster kommen, die Graubrüdermönche sind des Nachts nicht selten auf den Gassen; ich habe mehr als ein Mal die Klosterpforte in ihren schweren Angeln Nachts, wenn Alles still ist, sich drehen hören."

— „Lebt wohl, Dyveke!" wiederholte Torben Oxe, indem er den entgegengesetzten Weg nahm, der ihn vor dem lauernden Faaborg vorüberführen mußte. Dyveke schloß die Gartenpforte.

Als Faaborg die ihm drohende Gefahr sah, schlug er den Mantel über den Kopf und lief hurtig das schmale Gäßchen entlang. Aber der Schloßhauptmann hörte seinen flüchtigen Schritt in dem raschelnden Laube und verfolgte ihn, denn es war ihm zu wichtig, zu erfahren,

ob er belauscht oder ob es nur ein zufälliges Zusammentreffen war.

Der Mond war untergegangen, das Gäßchen schmal und dunkel; Hans Faaborg hatte einen bedeutenden Vorsprung. Aber als er sich umsehen wollte, strauchelte er über einen Stein und wäre beinahe gefallen. Dieser Umstand gab dem Schloßhauptmann Zeit, ihn einzuholen; er befahl ihm, still zu stehen, aber vergebens. Da zog Torben Oxe seinen Degen, um mit Gewalt zu erzwingen, was er nicht mit Güte erreichen konnte, um so mehr, da er in den Bewegungen des Fliehenden seinen Schreiber zu erkennen glaubte, wie unglaublich es auch war, daß der am Mittag mit dem König abgereiste Hans Faaborg schon wieder zurück sein sollte — — — „Wenn er nicht etwa heimlich umgekehrt ist, um meine Handlungen auszuspähen — — — dann muß er sterben," dachte Torben Oxe. Und bei einer Krümmung der Mauer, wo der Fliehende, der nur wenige Schritte vor ihm war, bald einen Vortheil gehabt haben würde, machte der Schloßhauptmann einen Ausfall und stieß nach ihm mit dem Degen, um ihn nieder zu werfen.

Torben Oxes Schwert durchbohrte des Fliehenden Mantel, wovon ein Zipfel an die Mauer genagelt ward durch die Degenspitze, aber dies hielt Hans Faaborgs Flucht weniger auf als Torben Oxes Verfolgung. Als dieser den Degen wieder losmachte, war er allein und keine Spur von dem Flüchtling zu sehen noch zu hören. An der Mauer hing ein Fetzen; es war der Zipfel eines gewöhnlichen Reitermantels mit einem glatten Metall-

knopfe. Erbittert steckte er den Degen in die Scheide und eilte in das Schloß.

Bei der Zugbrücke stand eine schläfrige Schildwache und stützte sich auf ihr Gewehr. Auf Torben Oxes Frage antwortete sie, daß ein Mann in einem Mantel so eben ins Schloß gegangen sei; sie habe ihn nicht gekannt, aber jener das richtige Losungswort angegeben. Torben Oxe befahl, daß die Zugbrücke aufgezogen und nachgesehen werde, ob das Boot angeschlossen sei.

— „Er ist hier und soll nicht lebendig wieder fort kommen," sagte er bei sich selbst. „Und doch ist es ja wohl nicht möglich, daß er hier ist. Es ist ein Blendwerk meiner Einbildungskraft gewesen. — Ha! Wer schleicht dort? Wer da?"

— „Ich bin es, strenger Herr Schloßhauptmann," antwortete Hans Faaborg mit athemloser Stimme, der er Stärke und Festigkeit zu geben suchte.

— „Ha! Seid Ihr hier? Was macht Ihr hier? Warum seid Ihr nicht bei dem König?"

Hans Faaborg wollte antworten, aber er konnte nicht. Der Schloßhauptmann sah ihn starr an bei dem unsichern Schein einer matten Lampe, welche im Fenster der Schreiberstube brannte und ihre schwachen Strahlen durch die dicken Eisenstangen und die kleinen Scheiben auf die Steinbrücke im Schloßhofe warf. Endlich erstattete er einen kurzen Bericht über die Veranlassung seiner eiligen Rückkunft von Roeskilde.

— „Ein Brief vom König? Gebt her!"

Die Hand, welche der Schloßhauptmann gegen ihn ausstreckte, zitterte von der Bewegung, worin er war,

aber noch mehr bebte des Schreibers Hand, womit er seinem Herrn den Brief reichte.

— „Folgt mir!"

Der Schloßhauptmann ging voran die Wendeltreppe zur Schreiberstube hinauf. Indem rasselten die Ketten an der Brücke, welche aufgezogen ward. Der klirrende Laut hallte von der Schloßmauer zurück und Hans Faaborg sank beinahe in die Knie bei diesem Gepolter, welches ihm zurief, er betrete das Gefängniß, das er so oft verdient hatte. Er dachte an Gott. Es war vielleicht das erste Mal in seinem Leben, daß sich ein frommer Gedanke in seiner Brust erhob. Er sah gen Himmel, aber schwarze Wolken verschleierten ihn und die schwache Beleuchtung auf den großen, düstern Mauern diente nur dazu, sie noch grausiger zu machen. Der Schloßhof kam ihm vor wie ein ungeheures Grab. Mit gefalteten Händen und schlotternden Knien folgte er seinem Herrn — er wollte beten, aber er konnte nicht.

Torben Oxe zerriß die seidene Schnur, womit der Brief nach Sitte jener Zeit verschlossen war, und durchlief ihn. Hans Faaborg betrachtete ihn angstvoll. Die Gefahr, worin er so eben geschwebt hatte bei dem Angriff des Schloßhauptmanns auf sein Leben, wo er nur mit genauer Noth davon gekommen war, die schauerlichen Umgebungen, Alles trug dazu bei, ihm Unsicherheit und Schrecken einzuflößen. Torben Oxes Gesicht klärte sich auf während des Lesens, er lächelte sogar. Dies Lächeln däuchte dem verzagten Schreiber, der wieder Muth faßte, wie der klarste Sonnenschein.

— „Gab der König Euch sonst noch einen Auftrag?"

— „Nein, strenger Herr Schloßhauptmann. Se. Gnaden sagte, daß es eile und von Wichtigkeit sei."

— „Darin hat Se. Gnaden Recht."

— „Und ich sollte baldigst zurückkommen."

— „Wirklich? Sagtet Ihr es nicht, würde ich es kaum glauben."

— „Noch in dieser Nacht," sagte Hans Faaborg mit unsicherer Stimme, die er nicht beherrschen konnte.

Der Schloßhauptmann antwortete nicht, er ging auf und nieder mit dem Brief in der Hand.

— „O wäre ich doch zurück bei meinem Kanonikat in Roeskilde," flüsterte Faaborg bei sich selbst. „Laßt mich nur erst wieder außer seiner Macht sein, nur aus diesen Mauern und ich will zwei Altarlichter der Sankt Nikolaikirche geben und zwei der Heiligengeistkapelle und vier der Sankt Lucii Domkirche in Roeskilde——"

Der Schloßhauptmann blieb stehen und mit ihm Faaborgs fromme Vorsätze.

— „Was ist heut Abend der Feldruf?" fragte Torben Oxe rauh.

— „Der Feldruf? Der ist — — — Königin Elisabeth."

— „Kommt her! Euch fehlt ein Knopf an Eurem Mantel," sagte der Schloßhauptmann, indem er ihn plötzlich bei einem Zipfel seines Reisemantels ergriff und diesen in die Höhe hob. Die eine Ecke war abgerissen.

— „Ihr seid außer Athem, Ihr müßt scharf geritten sein, um zu rechter Zeit herzukommen. Ich glaube, Ihr

rittet noch schärfer, um wegzukommen — — — wenn Ihr könntet."

Der Schloßhauptmann pfiff. Sein Page kam und rieb die schläfrigen Augen.

— „Geh zu Jakob Thegemann und bitte ihn, gleich zu mir zu kommen. Und bring uns Wein und Brot her!"

Der Schloßhauptmann ging inzwischen auf und nieder. Hans Faaborg ließ die Augen rund umherschweifen in der halbdunklen Schreiberstube, welche einen Tisch und einige Stühle, einen eisernen Geldschrank mit einem großen Schlosse davor und ein Bücherbrett mit Rechnungsbüchern enthielt. Alle diese Gegenstände waren unzählige Mal Zeugen seiner Betrügereien gewesen und der Gedanke daran verdunkelte seinen Blick, so daß Alles zuletzt in einem Nebel vor seinen Augen schwamm und er die Dinge nicht von einander unterscheiden konnte.

Der Page brachte einen Weinkrug und Brot.

Bald darauf kam Jakob Thegemann, ein alter, untergeordneter, aber geschätzter Beamter auf dem Schlosse.

— „Jakob Thegemann," sagte Torben Oxe, „hier ist ein Brief, den der König durch Hans Schreiber an mich geschickt hat. Lest ihm den vor!"

Der alte Mann nahm den Brief des Königs mit Ehrerbietung und las mit näselnder und eintöniger Stimme:

„Unsre Gunst zuvor! Wißt, daß es unser Wille ist, daß Ihr Hans Schreibers Rechnung nachseht und prüft und danach handelt. Gott befohlen!

Christiern."

Hans Faaborg biß die Zähne zusammen und erblaßte — nun wußte er, daß er verloren war.

— „Ihr habt Sr. Gnaden Brief gehört,“ sagte der Schloßhauptmann, indem er den Brief von Jakob Thegemann zurücknahm. „Ihr seht daraus, daß es mit Eurer Reise nicht so große Eile hat, wie Ihr glaubtet. Hier ist Wein und Brot und dort liegen Eure Rechnungsbücher. Ihr habt diese Nacht Eure Rechnung zu machen, morgen sprechen wir weiter.“

— „Nehmt das Schloß von dem Geldschranke, Jakob Thegemann,“ fuhr der Schloßhauptmann fort, „es ist nicht mehr nöthig, und legt es vor die Thür, daß dieser schmucke Vogel uns nicht entschlüpft. Ich müßte mich sehr irren oder er ist für den Galgen reif. Morgen soll das Gericht ihn verhören und ihm das Urtheil sprechen, denn es soll ihm nichts Anderes geschehen, als was Rechtens ist.“

— „Wollt Ihr, daß ich den Kerkermeister kommen lasse?“ fragte Jakob Thegemann.

— „Ole Skaaning? Nein, ich setze den einen Fuchs nicht zum Wächter über den andern. Seine Zeit kommt wohl auch. Ich will selbst Kerkermeister sein. Schließt hinter uns zu und gebt mir den Schlüssel.“

Der alte Mann nahm das große Hängeschloß von dem Geldschranke, öffnete die Thür und prüfte die eisernen Krampen draußen. Der Schloßhauptmann wollte hinausgehen.

In diesem Augenblicke warf sich Hans Faaborg auf die Knie, um die Barmherzigkeit seines Herrn anzurufen.

Torben Oxe stieß ihn mit dem Fuße und sagte: „Weg, Schurke! Es soll Euch nichts Anderes geschehen, als was recht ist. Das Gesetz soll Euch richten, wie Ihr es verdient habt, und anders wird es nicht, so wahr ich ein Ritter bin, und wenn Ihr bis zum jüngsten Gericht vor mir kröcht! Weg, elender Heuchler, und laß meine Beine los!“

Hans Faaborg erhob sich rasch. In Angst und Erbitterung drückte er die Hände so gewaltig zusammen, daß die Gelenke der Finger knackten.

— „Ihr sollt dem König Rede stehen für Euer Benehmen gegen mich,“ stammelte er. „Der König ist über uns Beiden. Der König soll mich richten.“

— „Trotzt Ihr auf Eure Ohrenbläserei? Es ist zu spät, Herr Schreiber. Der König hat Dich gerichtet, als er schrieb: Prüft seine Rechnung und handelt danach. Macht Ihr nun die Rechnung, Hans Schreiber, so werde ich sie prüfen — — — und danach handeln, damit des Königs Wille geschehen kann, worauf Ihr pocht. Laßt meinen Mantel los, Ihr giftiger Molch, nun ist Eure Zeit gekommen! Mit Euch habe ich nichts mehr zu sprechen.“

Der Schloßhauptmann, Jakob Thegemann und der Page verließen die Schreibstube. Das Hängeschloß ward vor die Thür gelegt, Torben Oxe nahm selbst den Schlüssel mit sich und gab dem Beamten Befehl, für den nächsten Morgen das Nöthige zu veranstalten, damit Hans Faaborg sofort wegen Betrug und Unredlichkeit verklagt werden könne; denn er wußte, daß seine Rechnungen in Unordnung

waren und daß Geld in der Kasse fehle. Gesetz und Recht sollte ihm werden, aber wäre er ein Dieb, so sollte ihm der Galgen so gewiß sein, als ob er schon daran hinge.

— „Er spielte ein hohes Spiel, aber er hat die wenigsten Augen geworfen und muß das Spiel bezahlen,“ sagte der Schloßhauptmann für sich, als er sich entkleidete und den Schlüssel unter sein Kopfkissen legte. „Er hat überdies heute Abend zu viel gesehen und zu viel gehört, als daß er lebendig davon kommen dürfte, denn er und kein Anderer hat mein Gespräch mit Dyveke belauscht — — — Was die Flucht betrifft, so hat das nicht viel zu bedeuten, denn ich bin nicht der Narr, um ihr wirklich von hier forthelfen zu wollen, wenn sie mir nicht den Lohn vorausbezahlt — — — und auch dann nicht einmal. Aber mag sie es glauben, so haben wir Veranlassung zu Zusammenkünften — — — Hans Schreiber muß Platz machen — — — er hat sein Schicksal längst verdient. Hier ist keine Wahl. — Ich will ihn nicht richten — — — der König hat ihn gerichtet — — — und seine eigenen Thaten werden ihn richten.“

Als Hans Faaborg allein war, warf er sich verzweifelnd auf den Boden und jammerte laut. Sein ehemaliger Erfindungsgeist hatte ihn plötzlich verlassen, er sah keine Rettung, keinen Weg zur Flucht, kein Mittel zur Mittheilung. Von dem Schloßhauptmann konnte er keine Barmherzigkeit erwarten, er hatte ihm allzu oft und zu offenbar getrotzt — — — Sigbrit würde sich vielleicht seiner annehmen — wenn er ihr ein oder anderes schönes Geschenk schicken könnte — — — Dyveke würde für ihn bitten, sie war gut und weichherzig ungeachtet ihres Stolzes; aber wie sie von

der Gefahr unterrichten, worin er war? — — Könnte er nur hinaus aus diesen Mauern, da wüßte er sich schon zu helfen — — — Oder könnte er sich einen geheimen Boten an den König verschaffen und ihm berichten, was er heute Abend gesehen und gehört hatte — — — Aber es war unmöglich — — — Und der König? Hatte der König ihn nicht verrathen? — — — Hatte er ihn nicht schändlich an den Schloßhauptmann verrathen, welcher ihn haßte für die Dienste, die er dumm genug gewesen war, dem König zu leisten? — — — Was durfte er nun erwarten von diesem arglistigen, undankbaren, falschen König, der Dienste mit Verrätherei vergalt? — — —

— „O ich Thor, daß ich mich auf einen König verließ,“ wiederholte er ein Mal nach dem andern. „Daß ich konnte dumm genug sein, zu glauben, ein König kümmere sich um einen Anderen als um sich selbst! O könnte ich mich rächen an dem blutgierigen, gekrönten Heuchler! Könnte ich mich an Torben Oxe rächen! Könnte ich ihn am Galgen sehen — ich wollte mich radebrechen lassen! — Hu! Laßt mich nur hinauskommen!“

Er fuhr fort, zu rasen und Hohnworte und Flüche gegen den König und den Schloßhauptmann auszustoßen, er riß mit aller Macht an den Eisenstangen des Fensters, aber er konnte sie nicht zum Weichen bringen, er griff an die Thür und stieß dagegen. Im ohnmächtigen Schmerze ballte er die Hände und focht damit verzweiflungsvoll in der Luft, als ob er dort seine Feinde treffen und vernichten könne. Bei einer dieser Bewegungen stieß er gegen die Lampe, so daß sie umfiel und erlosch.

— „Jesus! Meine Rechnung!“ brach er entsetzt aus und schlug die Hände zusammen.

Eine dichte Dunkelheit umgab ihn und eine Stille wie im Grabe. In dem ganzen großen Schlosse hörte man nicht den geringsten Laut, welcher das Dasein eines lebenden Wesens verrieth. Er lauschte lange und angestrengt mit zurückgehaltenem Athemzug. Aber allmählig verwandelte sich diese Stille in ein regelmäßiges, unheimliches Geräusch. Es war das Blut, das in seinen Schläfen klopfte, als ob ihm der Kopf springen solle. Dies Geräusch ward endlich von einem anderen, noch unheimlicheren unterbrochen. Es war die Glocke, welche mit zwölf Schlägen die Mitternacht verkündete.

— „Mitternacht!“ seufzte er stöhnend, als der letzte Nachhall der tiefen Glockentöne endlich verklang. „Mitternacht! Nicht weiter — — — Schon so weit! — — Morgen soll ich Rechnung ablegen — — — Es ist unmöglich — — — Sie stimmt nicht, sie ist verfälscht — — — es fehlen große Summen — — — Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit! — — — verflucht sei der Schloßhauptmann! — — — und der König! — — — und Sigbrit! — — — und Dyveke! — — — und die Bischöfe! — — — Verflucht seien die Bischöfe und alle Mönche! — — — verflucht bis in die Hölle! — — — Sie sind die Stifter all meines Unglücks — — — Ihr Rath — — — ihre Anschläge — — — ihre Versuchungen — — — und ihre Versprechungen — — — Verflucht alle Priester und Mönche in alle Ewigkeit! — — — Ewigkeit? — — — O! O!“

Hans Faaborg sprang auf in Verzweiflung; mit tastender Hand suchte er nach der Weinkanne, welche er vor den Mund setzte und bis auf den letzten Tropfen leerte.

Als ob dies Getränk ihn beruhigt hätte, warf er sich auf einen Stuhl, legte die Arme kreuzweis auf den Tisch, stützte die Stirn mit den Armen, schloß die Augen, um nicht die Dunkelheit zu sehen, die ihn umgab — und weinte.

Einige Tage waren vergangen, es war der zehnte November, die Sonne war noch nicht aufgegangen. Die Thätigkeit beschränkte sich noch auf die häusliche bei Licht, denn es hatte eben erst fünf geschlagen. In dem östlichen Theile der Stadt, der von Fischern und gemeinen Leuten bewohnt ist, fingen die Straßen schon an, sich zu beleben; Jeder ging an sein Geschäft, die Fischer sahen nach ihren Netzen und ärnteten den Segen, welcher über Nacht ihnen geschenkt war, die Arbeitsleute zogen an ihre verschiedenen Arbeiten. In dem westlichen Theile, wo die reichen Handelsleute damals wohnten, ward es erst eine gute Stunde später Tag, denn die Geschäfte auf deren Packböden begannen in dieser Jahreszeit nie vor Tagesanbruch. Hier waren noch alle Thüren verschlossen und die Gassen leer. Desto stärker hallten die schweren Tritte einer Schaar bewaffneter Männer, welche sich still nach dem Schlosse begaben.

Die Bewohner, welche in ihren häuslichen Geschäften durch diesen frühen Lärm gestört wurden, eilten neugierig an die Fenster und sahen hinaus und die, welche bei Hofe Bekanntschaft hatten, erkannten beim Schein einer beinahe niedergebrannten Fackel den alten Jakob Thegemann und einige von den Dienern des Schloßhauptmanns. Hinter

dem Zuge folgte ein Graubruder, welcher an der Ecke der Klosterstraße sich still entfernte, während die Anderen ihren einförmigen Gang nach dem Schlosse fortsetzten. Aber woher dieser Zug so früh Morgens komme, das war Allen ein Räthsel.

Für die Bewohner des alten Marktes ward dieses Räthsel zuerst gelöst.

Mitten auf dem Markte stand der hohe, gemauerte Stadtgalgen, ein ungeheurer Dreifuß, der oben von drei dicken, ein Dreieck bildenden Balken zusammengehalten wurde. Von den Balken hingen starke, eiserne Ketten herab, drei von jedem Balken, die sich in breite Halsbügel endeten. In zwei Zwischenräumen der Mauerpfeiler hingen die Gebeine von zwei Verbrechern. Das eine Gerippe war von den Raubvögeln noch nicht ganz abgenagt, welche beständig in dichten Schaaren sich an dieser Stelle aufhielten, die ihnen dem Rechte nach zugehörte. Im dritten Raume schwebte ein Mann, der noch vor wenigen Augenblicken den Lebendigen angehört hatte. Der entseelte Leichnam baumelte hin und her in den klirrenden Ketten, als ob das Leben noch nicht aufgehört habe, aber der Kopf hing gegen die Brust hinab, so weit es der breite Halsring zuließ und das dicke, röthliche Haar, das ungewöhnlich lang war, über des Gehenkten Gesicht niederfiel und es beinahe ganz verdeckte. Ein Schwarm Habichte, Raben und Krähen flog mit heiserem Geschrei über dem Galgen in großen Kreisen und hieß das Opfer willkommen, und gleichsam als ob es sie dreister machte, daß das Gesicht verdeckt war, wurden diese Kreise immer kleiner und die raubgierigsten flogen so nahe,

daß man jeden Augenblick erwarten durfte, sie würden schon ihre Beute in Besitz nehmen, noch ehe das warme Blut erkaltet war.

Ein Mann kam athemlos aus einer Seitengasse gelaufen und näherte sich dem Galgen; ohne sich zu besinnen, ergriff er die Beine des Gehenkten mit fester Hand und hob den Körper in die Höhe, so daß die Ketten rasselnd auf die Schultern desselben niederfielen. Aber der Kopf sank dabei nur noch weiter auf die Brust und die Arme bewegten sich nicht, um diesen Rettungsversuch zu unterstützen.

Er ließ den Leichnam langsam sinken, die Ketten wurden wieder straff und als er ihn losließ, begann aufs Neue dieselbe perpendikelmäßige Bewegung des entseelten Körpers, während die eisernen Ringe einen schwachen, pfeifenden Laut gaben.

— „Es ist mit ihm aus," sagte der Mann, welcher kein Anderer war als Ole Skaaning. „Da ist nichts zu machen. Wenn der Apfel reif ist, fällt er ab. Sie haben ihn so gut gehenkt, daß ich selbst es nicht besser könnte. Das Halsbein ist geknickt und wer ihn an den Beinen gezogen hat, der hat seine Kräfte nicht gespart, denn er hat den dickhalsigen Hans Schreiber so langhalsig gemacht, wie es irgend ein Edelmann nur ist. Hm! Er war immer so hitzig darauf, es den Vornehmen gleich zu thun und in die Höhe zu kommen. Nun hat er es recht hoch gebracht zu seinem eigenen Verderben. Ich sagte es ihm oft genug: Hochmuth kommt vor dem Fall, aber er wollte mich nicht hören. Er war schlau in Allem, aber nicht, seinen eigenen Vortheil zu er=

kennen, sonst hätte er gewußt, daß es schlimm ist, als Angeklagter zu erscheinen, wenn der Rath schon gepflogen und das Urtheil gefällt ist. Er glaubte, wenn er nur des Königs Ohren nahe käme, so habe er gewonnen Spiel. Aber er kam gerade zu rechter Zeit, um bei Lichte gehenkt zu werden mit aller seiner Klugheit. Es taugt nichts, mit den Vornehmen Kirschen zu essen, denn die Leute wissen, daß wenn der Knecht gedeiht, thuts dem Edelmann leid. Da hängt er nun — der besser rechnete als mancher Jude und selbst Bischöfen ein X für ein U machen konnte. Da hängt er nun — und es hilft ihm nun Alles nichts weiter, als daß er Futter für die Raben wird. Fort und warte, bis es Zeit wird!" rief er plötzlich mit stärkerer Stimme, indem er seinen Hut in die Höhe warf, um einen alten Raben zu verscheuchen, der sich auf den Kopf des Gehenkten setzen wollte und den er kaum gegen den klaren, gestirnten Himmel wahrnehmen konnte.

— „Es waren heute Nacht viele Sterne am Himmel," fuhr Ole Skaaning fort, „und kein einziger von allen war sein Glücksstern. Hm! Wer das Unglück haben soll, bekommt das Glück nicht. Man sagt, daß es Sterne giebt, die den Menschen regieren — — — Aber wer regiert wieder die Sterne? — — — Hm! — Aber was hilfts mir, daß ich hier stehe und Grillen fange? Die Krähen und Raben halte ich doch nicht ab, sie nehmen, was ihnen zukommt — — und er merkt es ja auch nicht — — — Wenn man todt ist, ist Alles vorbei — — — Alles? — — — Hu! es ist kalt in dieser Morgenstunde — — — Und ein todter Mann ist eine schlechte Gesellschaft für Andere als für die schwarzen Vögel

und die grauen Würmer — — — Da hängt er nun und baumelt! — — — Er hat mehrmals den Galgen ehrlich verdient, denn ein arglistiger Schurke war er — — — aber könnte ich es möglich machen, ihn am Schloßhauptmann zu rächen, so thäte ich es mehr als gern, denn Hans Schreiber ist doch mein Kamerad gewesen bei manchem listigen Streich und er hat mir manchen Schilling zu verdienen gegeben. Und wir waren doch gleichsam geschaffen, Leid und Lust mit einander zu theilen."

Nachdem Ole Skaaning diese Leichenrede gehalten hatte, welche kein Anderer hörte als Raben und Krähen, wandte er sich um und ging weg.

Bei Tagesanbruch versammelten sich Leute um den Galgen, welche Hans Faaborg betrachteten mehr aus Neugierde als aus Mitleid, und die meisten meinten, daß er sein Schicksal verdient habe. Den ganzen Tag und viele darauf folgende Tage war der alte Markt ein sehr besuchter Ort. Jeder wollte des Schloßhauptmanns gehenkten Schreiber sehen und die Verheerungen wahrnehmen, welche die Vögel anrichteten, die ihn unbarmherzig zerhackten und sein Gesicht bald unkenntlich machten. Man erfuhr, daß er nach Recht und Gesetz verurtheilt sei wegen Unterschleif und vielerlei Betrügereien, denn er hatte die Schloßrechnungen verfälscht und es fehlten Blätter in seinen Rechnungsbüchern, so daß es nicht möglich war, sich darin zurecht zu finden oder die Größe der bedeutenden Summen anzugeben, um welche er den König und seinen Herrn bestohlen hatte. Die allgemeine Meinung war, daß er wie ein Dieb gelebt hatte und wie ein Dieb gestorben war und daß das Urtheil gerecht war, das

ihn zum Galgen verurtheilte, Anderen zur Warnung, bis er verzehrt war. Einige meinten freilich, daß das Gesetz streng gegen ihn gehandhabt und daß das Urtheil so schleunig und auf eine so lichtscheue Weise vollzogen sei, daß man wohl Grund habe, zu glauben, man sei ihm wegen etwas Anderem als wegen gestohlenen Geldes ans Leben gekommen. Aber selbst diese sprachen nicht gut von seinem Charakter und von seinem Handeln.

Als die Nachricht von Hans Faaborgs Ende Sigbrit erreichte, ward sie ungehalten und beklagte es, einen brauchbaren Diener verloren zu haben, der wohl ein frecher Schurke gewesen sei, aber den man wohl hinterm Eisengitter hätte verwahren und noch viele Jahre sich sein Brod durch Arbeit verdienen lassen können, da er jung und stark und im Schreiben und Rechnen ausgezeichnet gewesen sei. Dyveke ward betrübt, als sie sein Schicksal erfuhr, und sie bereute es bitter, dazu beigetragen zu haben, seine Zweizüngigkeit und seinen schlechten Charakter dem König zu entschleiern, obwohl sie nichts Anderes gesagt hatte, als was wahr und nothwendig war, um das Vertrauen zu entkräften, das der König seinen Verläumdungen von Torben Oxe und vielleicht von ihr selbst geschenkt hatte. Als Anna ihr erzählte, was man von dem Ende des Schreibers wußte, brach sie in Thränen aus, schlug sich an die Brust und sagte: „Daß er gehenkt ist, dazu habe ich mitgewirkt, die göttliche Barmherzigkeit vergebe es mir!“ — Und die Thränen, welche die weichherzige Dyveke über Hans Faaborg vergoß, waren vielleicht die einzigen, die um seinen Tod flossen.

Als der König von Jütland zurückkam, fragte er nicht nach Hans Schreiber — von dem man längst aufgehört hatte, in der Stadt zu sprechen, und um den die Leute sich kaum noch kümmerten, wenn sie über den alten Markt gingen, wo sein beinahe unkenntlicher Leichnam in den eisernen Ketten hing.

Das Kloster.

Eines Nachmittags spät war eine zahlreiche Gesellschaft von geistlichen und adligen Herren bei dem Guardian im Graubrüderkloster versammelt auf Veranlassung des Priors im Antvorskovkloster in Seeland, des klugen Abts Eskild, der nach Kopenhagen gekommen war, um den Verhandlungen des Reichsraths beizuwohnen.

In dieser Versammlung hatte der König keine Freunde. Es war eine bewegte Zeit, Schweden war in Aufruhr, die Lübecker bedrohten Dänemark mit ihrer Flotte, des Königs Oheim, Herzog Friedrich von Holstein, hielt den Augenblick für gelegen, dem König den Gehorsam aufzukündigen, der ihm als Lehnsherrn gebührte. Die Geistlichkeit, damals der erste und mächtigste Stand, zankte beständig mit dem Adel, der ihr die ungeheuren, aufgehäuften Reichthümer mißgönnte und sich über ihren anmaßenden Übermuth ärgerte; aber wenn es darauf ankam, dem König die Spitze zu bieten, vereinigten sich diese beiden mächtigen Stände zum gemeinschaftlichen Zweck. Heute war man zusammengekommen, um die Verhaltungsmaßregeln zu verabreden,

welche diese beiden Stände beobachten wollten auf dem bald bevorstehenden Herrentage zu Kopenhagen, der eine mehr als gewöhnliche Wichtigkeit erwarten ließ, da das Band zwischen dem König und den beiden ersten Reichsständen immer straffer angezogen wurde und beinahe zu reißen drohete.

Die ernsten Berathschlagungen waren längst beendet, die Abendmahlzeit zu gewöhnlicher Zeit eingenommen und die vornehmen Herren saßen jetzt um den Tisch in dem großen Saale des Guardians. Die unordentlichen Stellungen der Gäste und die geleerten Gefäße zeigten, daß die eigentliche Mahlzeit zu Ende war, und die große Menge von prachtvollen, silbernen Kannen, Bechern und anderem Tafelgeschirr gab Zeugniß von des Klosters Reichthum und von der Üppigkeit, welche bei den heiligen, von Almosen lebenden Vätern herrschte.

Mitten in dem Geschwirr, das so viele zusammensprechende Stimmen bei einem lustigen Gelage hervorbringen, hörte man den klappernden Laut eines großen Deckels an einer silbernen Kanne die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Da dies das Zeichen war, daß eine neue Gesundheit ausgebracht werden sollte, ward es sofort von mehreren Seiten wiederholt und eine allgemeine Stille erfolgte.

— „Eine Gesundheit, meine Freunde. Laßt uns eine Gesundheit trinken! Wir wollen einen Becher leeren auf den König, er ist doch des Landes erster Mann,“ sagte der hochehrwürdige Guardian, ein gutmüthiger Mann, welcher strebte, es mit allen Parteien zu halten, und es verstand,

stets eine Art Freundschaft zwischen dem König und dem Orden zu bewahren.

— „Auf den Antichrist, wenn Ihr wollt, dafern der Wein nur gut ist. Ich trinke die Gesundheit und das mit gutem Gewissen, denn wir wissen Alle, wie wir sie meinen,“ sagte Ritter Heinrich Krummedige, ein Reichsrath. „Wir haben diese Gesundheit schier vergessen, obwohl wir den Mann nicht vergessen haben und wohl noch eine Weile seiner gedenken werden. Na, also: des Königs Gesundheit!“

— „Amen!“ antwortete die Gesellschaft mit Kälte. Die Meisten nippten nur, Viele rührten die Becher gar nicht an, nur einige Einzelne leerten sie mehr dem guten Wein des Klosters zu Ehren als aus einem anderen Grunde.

— „Es möge ihm gehen, wie wir es wünschen,“ fügte Heinrich Krummedige hinzu. „Man will wissen, daß er die Absicht hat, seinen Herzensfreund, Diderik Slaghoek, zum Ritter zu schlagen, obwohl es in der Handfeste steht, daß der König keinen unfreien Mann adeln darf ohne Einwilligung des Reichsrathes. Aber er achtet nicht viel auf das, was geschrieben steht, so daß es wohl bald Zeit ist, daß wir ihn daran erinnern.

— „Ei was! Und wenn es auch geschähe!“ antwortete der Guardian begütigend. „Freilich, Slaghoek ist nicht der Mann, der des Ritterschlags würdig wäre, das läugne ich nicht, und der König hat wohl eigentlich streng genommen nicht das Recht dazu, aber wir müssen doch gestehen, wenn wir ehrlich sein wollen, daß Se. Gnaden uns noch schlimmer mitspielen konnte als hiermit.

— „Als einen verlaufenen, holländischen Barbier zum Ritter zu machen? Ihr seid zu lange in diesen Mauern gewesen, Ihr habt vergessen, wie ein Rittersmann denkt. Adlige und Knechtgeborne gehören nimmer zusammen. Laßt den König ihn zum Bischof machen, wenn er will, zum Erzbischof meinethalben, aber zum Ritter — — — Wir verdienten nicht das Schwert an der Seite zu tragen, wenn wir das duldeten."

— „Slaghoek Bischof?" wiederholte der Prior von Antvorskov mit einem Lächeln. „Vergeßt doch nicht, Herr Ritter, daß der Papst über dem Bischof steht und kein Anderer. Ob der König Ritter machen kann, das scheint zweifelhaft zu sein, aber daß er keine Bischöfe machen kann, das ist außer allem Zweifel."

Die hohen, geistlichen Herren warfen einander einen flüchtigen Blick zu und es war nicht zu verkennen, daß das Übergewicht der Geistlichkeit, selbst über den Stand, dem sie der Geburt nach angehörten, ihrem Stolze schmeichelte.

Krummedige biß sich in die Lippen und schwieg ein Weilchen; er mußte dem Prior Recht geben und anerkennen, daß die geistliche Würde zu hoch stehe, um zu fürchten, daß ihr ein so unwürdiges Mitglied aufgedrängt werde wie Diderik Slaghoek. Und doch hatte er in diesem Augenblicke prophetisch gesprochen, denn vier Jahre darauf ernannte der König dennoch Diderik Slaghoek zum Erzbischof von Lund — zu dessen und zu seinem eigenen Unglück.

— „Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt," fuhr Heinrich Krummedige fort. „Ich kann davon sprechen. Wie hat der König mich nicht behandelt damals, als jener

hochmüthige Erzbischof von Lund — der Birger, der doch gewiß kein adliger Mann ist, denn sein Vater war nichts Anderes als ein Küster — als der es sich einfallen ließ, eine Linde in sein Siegel zu nehmen, die doch das Wappen ist, das wir Krummediger geführt haben seit der Schöpfung der Welt. Ich klagte darüber bei dem König, aber Birger gab ihm ein gelehrtes Gewäsch, wie ein Lindenbaum ausgelegt werden könne, und der König hieß es gut und wies meine Klage ab. Wenn einer von den Herolden solche Salbaderei für gute Waare angesehen hätte, so verdiente er aus seinem Heroldsmantel herausgepeitscht zu werden. Aber der König heißt Alles gut, was nur gegen den Adel ist, und sieht es gern, wenn eine Krähe sich geberdet wie ein Adler."

Die geistlichen Herren runzelten die Stirn bei dieser unklugen Rede. Um dem Unfrieden zwischen Adligen und Geistlichen, der dadurch leicht veranlaßt werden konnte, ungeachtet es damals zwei unadlige Bischöfe gab, den Erzbischof Birger in Lund und den Bischof Jens Beldenakke in Odense, zu steuern, rief des Schloßhauptmanns Vetter, Knud Peterson Güldenstern: „Ein Lied! Ihr müßt uns ein Lied geben. Staatssachen ein anderes Mal. Aber ein Gesang, der paßt zum Gelage."

Der Pater Cellarius des Klosters, ein dicker Mönch, der seine beiden fetten Backen ganz roth getrunken hatte, wünschte nichts mehr, als sein Talent geltend zu machen, und stimmte ohne Säumen mit seiner gewaltigen Stimme folgenden Gesang an:

— „Es standen drei Schalke und hielten Rath,
Tungluti, tungluti, lustidilei!
Die wollten zu des Müllers Tochter gehn,
Der stolzen Adelus.“

Aber er hatte kaum angefangen, als sein Gebrüll Mehreren mißfiel. Die Gesellschaft war noch nicht genug für eine solche Unterhaltung gestimmt. Der Prior von Antvorskov zumal nahm Anstoß daran und schüttelte den Kopf, so daß der Guardian dem Mönche ein Zeichen gab, zu schweigen.

Diese Pause benutzte Heinrich Krummedige, welcher längst gewünscht hatte, seinem Ärger Luft zu machen, zu der Frage: „Kann mir Niemand sagen, in welchem Jahr es war, wo die Klosterverbesserung ausgeführt wurde von Laurentius Brander? War es nicht im Jahre sieben und achtzig? Oder ist sie vielleicht noch nicht fertig? Man sollte es beinahe glauben,“ fügte er mit mürrischem Ton hinzu.

Diese anzügliche Frage verstimmte mehr oder minder die ganze geistliche Gesellschaft. Pater Laurentius hatte sich allgemein verhaßt gemacht bei der Geistlichkeit durch die Strenge, womit er überall die Mönche zu ihren Pflichten anhielt und ihre Ausschweifungen züchtigte, welche so öffentlich bekannt waren, daß das geistliche Ansehen bei dem gemeinen Manne fast ganz dahin schwand. Es war sogar so weit gekommen, daß ein Konvent aufgehoben werden mußte, weil sich die Laien für zu gut hielten, um an dem Gottesdienste der schlechten Mönche Theil zu nehmen, nachdem selbst der Abt des Klosters durch einen Auftritt in einem berüchtigten Hause Ärgerniß gegeben hatte.

— „Hat Niemand erfahren, ob der Bischof von Odense zum Herrentage kommt?“ fragte ein Herr aus der reichen und mächtigen Familie Thott, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

— „Ich habe mir sagen lassen, daß der hochehrwürdige Vater in Gott daran gedacht hat, in den heiligen Ehestand zu treten,“ sagte der unverdrossene Heinrich Krummedige, der sich den Mund nicht stopfen ließ. „Und daran thäte er klug, denn es wird künftig das einzige Mittel sein für die geistlichen Herren, Landbesitz zu erwerben, nachdem der König Euch verboten hat, festes Eigenthum zu haben, wenn Ihr nicht der Lehre des heiligen Paulus in der ersten Epistel an den Timotheus folgen und Euch eine Hausfrau nehmen und im heiligen Ehestand leben wollt, wie es Eure Vorfahren gethan haben. Ich hätte nicht geglaubt, daß der König so bibelfest wäre, die Kirchenväter nach Buch und Kapitel citiren zu können,“ fügte er lachend hinzu.

— „Ja, der Himmel mag wissen, was der König nicht Alles verordnet,“ sagte ein Abt. „Aber Niemand bekümmert sich viel darum, um danach zu thun. Wir würden nicht lange bestehen können, wenn wir dergleichen als Vorschrift betrachteten. Jetzt hat er auch befohlen, daß Lehnsmänner und Vögte nicht länger den Bauern Rinder zu Stallung und Fütterung ohne Ersatz zuschicken sollen.“

Und so fuhren die Herren fort, des Königs Verordnungen zu beurtheilen und zu mäkeln, weil diese alle darauf hinausgingen, den Mißbrauch der großen Macht der beiden ersten Stände und ihrer Gewalt über die geringeren einzuschränken.

Endlich löste sich die Gesellschaft auf und Jeder ging heim. Als die Gäste weg waren, blieben der Guardian und der Pater Cellarius noch eine Zeit lang zusammen und unterhielten sich beim Becher.

Der Subprior hatte schon früher die Gesellschaft verlassen und sich nach einem abgesonderten Theil des Klosters begeben, wo er seine Wohnung hatte am Ende eines langen Ganges, auf welchem mehrere Thüren waren von Zellen, die damals leer standen, da die Zahl der Laienbrüder geringer war als in früheren Zeiten.

In der Zelle des Subpriors, welche sich in nichts von denen der Mönche unterschied, saß ein beinahe unförmliches Wesen im Graubrüdermantel. Das lange Warten hatte den kleinen, runden Mönch in Schlummer gewiegt, aber bei einer leisen Bewegung erwachte und ermunterte er sich gleich.

— „Euch ist die Zeit wohl lang geworden," sagte der Subprior. „Aber heute konnten sie auch gar kein Ende finden mit Prahlen und Schreien um Alles, was sie mit dem König machen wollten. Aber Sprechen und Handeln ist zweierlei. Die Hölle wäre nicht so dicht gepflastert mit guten Vorsätzen, wenn sie alle ausgeführt würden."

— „Ihr habt Anderen die Zeit länger als mir gemacht. Wir haben das Haus voll von Beichtkindern. Ich hatte kaum Zellen genug, um sie alle unter zu bringen."

— „Laß die kommen, welche am längsten gewartet haben. Diese Gerechtigkeit wollen wir ihnen wenigstens widerfahren lassen; ob ihnen eine andere zu Theil wird, ist

unsicher. Doch still, laß sie warten! Je länger sie warten, desto besser schmeckt ihnen die Erlösung. Wo ist Otto?"

— „Unten in der unterirdischen Kapelle. Der arme Schelm! Er liegt auf den Knien vor dem kleinen Altar und geißelt sich für seine Sünden, daß man die Hiebe eine halbe Meile weit hören kann," antwortete der kleine, feiste Mönch mit boshaftem Lächeln. „Jetzt ist der vierte Tag, daß er fastet. Er ist so mager wie ein Reiher im Frühjahr."

— „Das ist gesund. Und das Buch? Habt Ihr ihm das gegeben?"

— „Das Buch mit den unzüchtigen Weibern, mit den unterhaltenden Bildern? Ich legte es neulich in das Fenster auf dem Gange, draußen gerade vor seiner Zelle. Er hat es mitgenommen, und ich kann es seinen Augen deutlich ansehen, daß er die Geschichten gelesen hat. Aber sie sind auch sehr vergnüglich. Hihi! Seit der Zeit geißelt er sich noch ärger. Und gleichwohl trägt er das Buch bei sich. Und ich will darauf wetten, daß er diese Bilder mehr ansieht als die Altargemälde in der Kapelle. Hihihi!"

— „Laß ihn nur lesen! Und hat er seitdem nach seiner Abkunft gefragt?"

— „Ja, und ich sagte ihm Eurem Befehl zufolge, daß er der Sohn eines Edelmannes sei, den der König habe ermorden lassen, und daß das Kloster ihn aus Gnade und Barmherzigkeit als kleinen Knaben aufgenommen und erzogen habe. Ihr hättet sehen sollen, welche Augen er da machte. Ich glaube, er hätte am liebsten den König auf der Stelle ermordet, wenn er ihn vor sich gehabt hätte. Aber

er will durchaus den Namen wissen. Ich sagte, ich wüßte ihn nicht."

— „Gut, es hat keine Eile damit. Er wird eher reif, als ich glaubte. Und Dyveke?"

— „Er läßt sie gewiß keinen Augenblick aus seinen Gedanken. Gestern Abend kletterte er wieder auf den alten, abgestorbenen Birnbaum an der Mauer, um nach Sigbrits Garten hinüber zu sehen. Hihi! Er hätte beinahe den Hals gebrochen, denn die Äste brachen mit ihm. Und er steht oft und starrt das Haus an, wenn er glaubt, daß ihn Keiner bemerkt, als ob er durch die Steine sehen wollte. So geht er nun träumend hin seit dem Tage, wo er ganz verwirrt von Elsbeth Bagers zurückkam. Ich lockte es aus ihm heraus, daß er Dyveke gesehen hatte. Das fing gleich. Hihihi!"

— „Das Sprichwort sagt, daß eine Frauenlocke stärker zieht als zehn Paar Ochsen. Laß ihn nur träumen von Dyvekes Schönheit, desto mehr wird er den König hassen — — — er kann vielleicht einmal ihr und unser Rächer werden. Niemand weiß, was geschehen kann."

— „Ich hoffe, daß Ihr beim Bischof für mich sprecht und daß Ihr Euch erinnert — — —"

— „Ich vergesse nicht, was ich versprochen habe. Du bist mir ein Kleinod, Bruder Martin, das ich zu würdigen weiß, und den Lohn, welchen ich Dir verheißen habe, soll Dir der heilige Vater selbst zuerkennen, wenn Alles glückt."

Der kleine, dicke Mönch ergriff die Hand des Subpriors mit Dankbarkeit und küßte sie.

— „Und habt Ihr seitdem an Hallandsaas gedacht?“ fragte der Prior mit scheinbar gleichgültiger Miene. „Beinahe hätte ich vergessen, danach zu fragen.“

— „Heiliges Kreuz, was ist das Mädchen hübsch!“ brach der Mönch aus und wischte sich mit dem Rücken der Hand den Mund. „Eine wahre Madonna! Aber unbiegsam und hochmüthig! Ich habe sie auf alle Weise gekirrt, aber sie will nichts hören. Zuletzt drohte sie mir mit dem langbeinigen Unthier, das wir hier ein Mal im Kloster zusammenflickten, als es fast todtgeschlagen war.“

— „Ihr geht zu plump zu Werke,“ sagte der Subprior mißvergnügt.

— „Nein, hochehrwürdiger Vater, ich habe mehr honigsüße Worte an sie verschwendet, als ich geglaubt habe, daß es in der Sprache giebt, und ich verstehe doch, mit Weibsbildern zu sprechen, wenn ich auch nicht danach aussehe,“ sagte der Mönch mit selbstzufriedenem Lächeln. „Das Sicherste wäre vielleicht, sie wegzuschnappen, sei es mit List oder mit Gewalt, und sie über meine Vorschläge nachdenken zu lassen in einer der Zellen der Bußfertigen. Es ließe sich schon machen, sie herein zu praktiziren und sie unten durch den Gang zu bringen, ohne daß Hund oder Hahn danach krähte. Die Nächte sind dunkel und es läßt sich viel thun zwischen Sonnenuntergang und Aufgang, wenn man die Zeit zu benutzen versteht.“

— „Das ist zu keck! Nichts davon!“ sagte der Subprior. „Kannst Du nicht andere Hülfsmittel ausfindig machen?“

— „Es ist nicht leicht, Auswege zu finden in solchen Angelegenheiten, hochehrwürdiger Vater, und nicht umsonst

sagt das Sprichwort, daß man lange hinter einer wilden Gans hergehen kann, ehe man eine Straußfeder findet. Doch gut besonnen macht Manches gewonnen und ich habe noch nie eine Sache aufgegeben, die Ihr mir zur Ausführung anvertrautet, wenn der Schwierigkeiten auch noch so viele waren."

— „Ich weiß es, Martin, und erkenne es."

— „Wenn Ihr, Hochehrwürdiger, mir freie Hand lassen wolltet, so dürfte ich wohl etwas versprechen," sagte der Mönch mit bedeutsamer und schlauer Miene.

— „Thue, was Du willst, Martinus, nur nichts Grausames, nichts, was Aufsehen erregt, denn wir müssen die Nachrede wie die Pest scheuen. Ich habe Ole Skaaning holen lassen. Ist er hier?"

— „Er wartet in der Zelle. Soll ich ihn schicken?"

— „Laß ihn gehen. Er kann übermorgen wiederkommen. Ich kann ihn noch nicht brauchen. Hast Du die Nachrichten in Empfang genommen, die Andere zu bringen hatten? Ich verschwende unnütz Zeit mit allen den Schwätzern."

— „Ich habe alle Dienstleute beichten lassen. Aber sie haben nichts sonderlich Neues. Der Frau Anna Arvidstochter Magd sagt, daß der junge Klaus Daa da im Hause aus und eingeht, aber nie über den König spricht. Johann Spegelberg sagt auch, daß er sich mit nichts Anderem abgiebt als mit Reiten, Fechten und Würfeln mit den anderen jungen Edelleuten."

— „Ich habe ihm mehr zugetraut; vielleicht kommt es noch. Hans Faaborg meinte doch, daß er ein Feind des Königs werden müsse, da er ungerecht behandelt sei. Aber

nach dem Turnier wandte sich das Blatt auf ein Mal. Hans Faaborg war ein Dummkopf mit aller seiner Klugheit. Und Elsbeth Bagers?"

— „Sie will keinem Andern als Euch selbst beichten. Sie klagt, daß sie keine bleibende Stätte finde, seit Sigbrit Wind davon bekommen habe, daß sie wieder in der Stadt sei."

— „Warum geht sie nicht nach Sankt Klara, wie ich gesagt habe? Die Priorin will sie ja aufnehmen und verbergen. Sie will immer ihren Willen durchsetzen. Aber Naseweisheit wird nie Weisheit. Laß sie kommen! Und höre, schaff mir die Andern vom Halse für heut Abend, denn es ist schon spät. Sie können morgen wiederkommen. Der Teufel wird sie wohl nicht holen, wenn sie eine Nacht auf Absolution warten."

Der Mönch verließ die Zelle. Gleich nachher trat Elsbeth Bagers ein. Aber sie war blaß und hohläugig und hatte sichtlich Noth gelitten. Die Wohlbeleibtheit, welche sie hatte, als wir sie in ihrem eignen Hause kennen lernten, war geschwunden und ein scheuer Blick verrieth, daß sie sich nirgends sicher hielt.

Der Subprior hatte Platz genommen in einem verschlossenen Beichtstuhl, der in einer Ecke der Zelle stand. Elsbeth kniete diesem zur Seite und legte ihre Beichte mit ächzender Stimme ab. Bisweilen sprach der Subprior mit einem Ausdruck von Härte, der jedes Mal einen Strom von Thränen und wehklagenden Versicherungen der Wahrsagerin hervorrief. Allmählig ward des geistlichen Mannes Stimme milder, Elsbeths Rede eifriger

und es entstand ein Flüstern, das das Mißverhältniß ausglich, und nun klang es wie zwei befreundete Stimmen, die einen Plan verabredeten. Ein Paar Mal wollte Elsbeth sich erheben, aber des Priors weiße, weiche Hand kam zum Vorschein durch die Oeffnung des Beichtstuhls und legte sich beruhigend auf Elsbeths Bagers harten, braunen Arm. Als der Prior endlich aufstand, nachdem er ihr mit salbungsvoller Milde Absolution ertheilt hatte, blieb Elsbeth noch einige Sekunden vor dem Beichtstuhl liegen und starrte gedankenvoll auf den Boden.

Der Prior klingelte und befahl dem Mönch, Elsbeth durch den geheimen Gang zu dem Pförtchen zu begleiten, das zu einem von den Gärten des Sankt Klaranonnenklosters führte, womit das Graubrüderkloster vermittelst dessen weiter Ausdehnung in unmittelbarer Verbindung stand. Elsbeth küßte dem Subprior die Hand und ging seufzend fort, begleitet von dem kleinen, feisten Mönch, der seinem Herrn, ehe er fortging, mit einem schlauen Lächeln ein Zeichen machte.

Der Subprior sah ihnen nach und sagte bei sich, indem er einen Riegel vor die Thür schob: „Dies Weib ekelt mich an, aber man muß den Rauch ertragen wegen des Feuers. Sie will mehr als ein blindes Werkzeug sein, aber dazu ist sie zu weit gegangen, es ist zu spät, umzukehren. Sie ist wohlerfahren in allerlei Zauberei, um die Abergläubigen zu blenden, und, was mehr ist, sie versteht sich auf Bereitung verschiedener Giftarten —— Aber halte ich sie nicht unter Schloß und Riegel, bis ich die Kraft dessen, was sie braut, geprüft habe, so wird

sie mich zum Besten haben und den Sund zwischen uns legen, denn sie fürchtet sehr Mutter Sigbrit. Aber hat sie bereitet, was wir haben wollen, so mag sie meinetwegen laufen, wohin sie will, und ich werde nichts dagegen haben, daß sie außer Landes geht. Doch nun haben wir genug gearbeitet und ein Arbeiter ist seines Lohnes werth."

Er öffnete eine kleine Thür hinter dem Beichtstuhle und trat in ein so geschmücktes Gemach, daß es in mancher Hinsicht den Gegensatz bildete zu der ärmlichen Zelle, deren ganze Geräthschaft bestand in einer hölzernen Ruhebank mit einem Strohsack und einem Teppich, in einem Holzstuhle, einem kleinen Tische mit einem Krucifix und einer eisernen Lampe nebst dem erwähnten Beichtstuhle. In diesem Gemach machte ein dicker Fußteppich jeden Schritt lautlos, weiche Kissen bedeckten die Ruhebänke, ein dichter Vorhang verhüllte die Fenster, welche sich hoch oben an der Decke befanden, eine matte Lampe unter der Decke verbreitete eine dämmernde Beleuchtung über alle diese weichlichen Gegenstände und über ein Tischchen, das in der Mitte stand und von welchem aus einem großen Busch Heliotropen ein starker Blumenduft ausströmte. Zwei Becher und eine Krystallflasche mit süßem Weine standen neben dem Blumentopfe. Auf der einen Ruhebank lag ein Buch aufgeschlagen, dessen hübsch gemalte Bilder Zeugniß gaben mehr von der großen Festigkeit des Mönchs im Zeichnen als von seiner Tugend, denn beim ersten Blick mußte man an das vorher erwähnte Buch mit

den „unterhaltenden Geschichten" denken, das man dem jungen Mönch in die Hände gespielt hatte.

Der Subprior warf sich auf die Ruhebank und blieb liegen in tiefen Betrachtungen, während seine Augen mit Wohlbehagen das gemüthliche Gemach überschauten. Die tiefe Stille, welche in diesem abgesonderten Theile des Klosters herrschte, ward nur hin und wieder unterbrochen von Glockengeklingel und einzelnen Akkorden tiefer Männerstimmen, welche in den langen Gängen wieder hinstarben und zuletzt ganz verstummten.

Drei Mönche.

Eines Nachmittags in dem Frühling 1517 gingen Klaus Daa und sein Freund, der Kanonikus Henning Grib, zur Stadt hinaus den Bach entlang nach der Sankt Annakapelle. Die Sonne stand schon ziemlich niedrig und warf lange Schatten vor sie hin, die Bäume hatten ihre Knospen noch nicht entfaltet, hin und wieder sproßte ein Feldblümchen hervor in dem dünnen Grase und ein langbeiniger Storch, der eben aus einer wärmeren Himmelsgegend zurückgekehrt war, schritt auf und ab, suchte mit dem Schnabel zwischen den Grashalmen, schüttelte den Kopf und schien sich zu ärgern, daß er sich hatte verleiten lassen, die üppigen Triften einer warmen, südlichen Sonne gegen die kalten, eine unsichere Nahrung darbietenden Küsten des Sund zu vertauschen.

Klaus Daas Blicke folgten eine Weile den Bewegungen des Storches, worauf er sagte: „Hätte er ein besseres Gedächtniß gehabt, so wäre er geblieben, wo er war. Erst gethan und dann bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.“

— „Das heißt zu viel von einem Storch verlangen. Ueberdies war es nun einmal sein Geschick, im März nach Kopenhagen zu kommen,“ sagte Henning Grib. „Und Niemand entgeht seinem Geschick. Oder glaubt Ihr vielleicht nicht an das unvermeidliche Fatum?“

— „Ich glaube an Gottes und der Heiligen Versehung,“ antwortete Klaus Daa, „wie ein guter Christ. Und ich weiß, daß ich Verstand habe zum Erkennen und freien Willen zur Wahl. Was die Thiere angeht, so gebe ich mich nicht damit ab, darüber zu philosophiren, und was ich vom Storch sagte, war wohl eigentlich gedankenlos und einfältig gesprochen, wenn nicht gottlos.“

— „Absolvo te,“ sagte der Kanonikus. „Die Sünde darf Euer Gewissen nicht beschweren. Seht Ihr, da fand der Storch den Frosch, der ihm schon bestimmt war, als er in den Wüsten von Afrika wanderte. Wäre er zwei Schritte rechts gegangen, so hätte er ihn nicht gefunden, aber er ging gerade zwei Schritte links und fand ihn. — Man entgeht seinem Schicksal nicht, Frosch und Storch so wenig wie wir, verlaßt Euch darauf.“

— „Ein sehr bequemer Glaube,“ sagte Klaus Daa lachend. „Er hat unter Anderem das Gute, daß er eigentlich die Geistlichkeit überflüssig macht.“

— „Allerdings und man richtet etwas damit aus, denn man spart sich die Unsicherheit der Wahl. Darf ich Euch fragen, der Ihr mit dem Fatum nichts zu thun haben wollt, ob es Euer subtiler Verstand und Eure eigne, freie Wahl war, die unsre Bekanntschaft schloß, oder ob es nicht

vielmehr des Schicksals vorausbestimmter Wille war? Euer Reitknecht lief die ganze Stadt durch nach einem Paar Sporen, die Ihr durchaus zu einer Zeit haben wolltet, wo Ihr sie nicht gebrauchtet. Er kam zu meinem Waffenschmidt, gerade als ich dessen Bude verlassen wollte. Geschah das ein Paar Minuten früher oder später, so hätte ich Eure Wohnung nicht erfahren, Euch nicht besucht, nicht eben so viel Behagen an Eurer Gesellschaft gefunden wie Ihr an der meinigen, wir wären unser ganzes Leben lang zwar Vettern gewesen, aber keine Freunde geworden. Glaubt mir, das Schicksal ist unvermeidlich."

Das Gespräch stockte. Dieser Satz hatte den jungen Freunden Stoff zum Nachdenken gegeben.

—„Dort wohnt ein verteufelt hübsches Mädchen, dort, Ihr wißt schon, zur Linken in der Herberge," sagte Henning Grib endlich. „Oder vielmehr sie wohnte, denn weg ist sie. Es scheint ihr Schicksal zu sein, mit unbekannten Verfolgern im Kriege zu liegen. Im vorigen Jahre wurdet Ihr beschuldigt, Euer Spiel mit ihr gehabt zu haben. Nun ist vielleicht wieder Einer dagewesen, der es ihr so bunt gemacht hat, daß sie es fürs Beste gehalten hat, sich unsichtbar zu machen — bis sie sich entschließt, anzubeißen; denn ein anderes Schicksal hat eines Schenkwirths Tochter doch nicht, wenn sie sich auch noch so kostbar machte. Man sagt, daß Hans Knap sie nach Schonen geschickt hat, aber ich glaube nicht daran und sie ist gewiß noch irgendwo versteckt in der Stadt."

Klaus Daa antwortete nicht.

— „Ihr wißt also, wo sie ist, da Ihr schweigt," fuhr Henning Grib lachend fort. „Ich dachte es wohl. Ihr seid nicht der Mann, der sich ein hübsches, junges Mädchen entwischen läßt. Ist es ein Geheimniß?"

— „Ich weiß nicht, wo sie ist," sagte Klaus Daa. „Und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß ich ein Auge auf sie habe aus irgend einem ehrlosen Beweggrunde."

— „Nu nu! Ich habe einen Vogel singen hören, daß Ihr einmal in Schonen ihr das Leben gerettet habt und daß sie Euch dafür sehr ergeben ist. Das ist nicht mehr als recht und billig. Und daß Ihr Euch bezahlt dafür macht, das ist gleichfalls nicht mehr als recht und billig. Es freut mich Euretwegen; während wir Andern uns Liebe durch Geschenke und Gaben erkaufen müssen, bekommt Ihr sie aus Dankbarkeit."

— „Ich bitte Euch, Henning Grib, verschont mich mit einem Spaße, der mich und ein unschuldiges Mädchen gleich sehr beleidigt. Laßt uns von etwas Ernstem sprechen!"

— „Im Ernst, Klaus Daa, antwortet mir auf meine Frage! Habt Ihr irgend einen Plan mit diesem Mädchen oder nicht?

Klaus Daa wandte sich von ihm ab.

— „Nein, werdet nicht gleich hitzig! Ich weiß, was ich meinen Freunden schuldig bin, und ich habe noch nie auf eines Freundes Wildbahn gejagt. Na, da es so zusammenhängt, so behaltet sie. Sie macht Eurem Geschmack Ehre."

Klaus Daa bedachte sich einen Augenblick. Der, welcher schweigt, bejaht und seine geschmeichelte Eitelkeit

hätte beinahe Annas guten Namen aufgeopfert, aber seine Wahrheitsliebe siegte und er antwortete: „Ihr irrt, Henning Grib. Sie kann nie etwas Andres für mich werden als eine Person, für deren Schicksal ich Theilnahme fühle, aber an die ich mich nie in irgend einem Verhältnisse näher anschließen werde."

— „So laßt uns weiter gehen!" sagte der Kanonikus. „Ihr sollt nicht anders sagen, als daß ich rein Mehl in meinem Beutel gehabt habe. Aber kommt mir nun nicht ein ander Mal und klagt, daß das Schicksal Euch entgegen ist, denn Ihr habt ja Gelegenheit gehabt, Euren Verstand zu gebrauchen und nach freiem Willen zu wählen. Mehr könnt Ihr nicht verlangen."

— „Was meint Ihr?" fragte Klaus Daa, da der Kanonikus schwieg und ihn mit einer halb spöttischen, halb listigen Miene ansah.

— „Ich meine, daß es Zeit ist, nach der Stadt zurück zu kehren, denn es ist schon spät."

Sie gingen schweigend neben einander. Mit dem Vertrauen war es aus und sie warfen sich hin und wieder Seitenblicke zu, um in den Zügen des Gesichts die Gedanken zu lesen, die nicht über die Lippen wollten.

— „Arme Anna!" dachte Klaus Daa. „Um ihren guten Namen zu retten, habe ich ihr vielleicht einen neuen Verfolger zuwege gebracht. Würde er aus Kameradschaft sie in Frieden gelassen haben, wenn ich schlecht genug gewesen wäre, sie zu verfolgen? Es ist möglich, denn diese Menschen haben seltsame Begriffe von der Ehre. Ach, für ein Mädchen ihres Standes ist Schönheit eine gefährliche

Gabe des Schicksals — des Schicksals? — — — Gottes und der Heiligen — und die werden auch sie in ihren Schutz nehmen, wie sie diesen schon unter dem Dache der Madame Sigbrit sie haben finden lassen. Das war eine gute Ahnung, die es mir eingab, ihm diese Freistätte zu verschweigen. Nein, es giebt keinen Zufall, denn sonst hätte er eben so gut wie ich ihr vor Sigbrits Pforte begegnen können, als sie sich in Dyvekes Schutz begab."

— „Mag er ehrlich sein oder nicht, ich will nun meine eigene Sache führen," dachte Henning Grib. „Ist er ehrlich — — — so ist er ein Narr, denn das Mädchen ist schön wie ein Engel. Und ist er nicht ehrlich — — — so soll er nicht umsonst haben klüger sein wollen als ich. Es soll nicht heißen, daß Klaus Daa vom Lande hereingekommen ist, um einen Kanonikus in Kopenhagen zum Besten zu haben."

Schweigend erreichten sie das Stadtthor, wo sie sich trennten und zum ersten Mal seit ihrer Bekanntschaft nicht eine neue Zusammenkunft verabredeten.

Es ging diesen beiden Freunden, wie es unzähligen Freunden früher und seitdem ergangen ist; es wäre ihnen nicht möglich gewesen, den Grund anzugeben, weshalb sie Freunde waren. Sie waren beinahe so verschieden, wie es sich nur denken läßt, und diese Verschiedenheit, die bisweilen etwas Anziehendes haben kann für die nach Gegensätzen begierige Menschennatur, war ihnen nicht einmal deutlich geworden. Besonders wanderte Klaus Daa in einer vollkommenen Blindheit hinsichtlich seines Freundes und zum ersten Mal drängte sich ihm ein gewisses Mißtrauen auf.

Bisher hatte er nur auf das Äußere geachtet und man konnte es Henning Grib nicht absprechen, daß er angenehm im Umgang war, allerlei Talente, gewisse Kenntnisse und eine Leichtigkeit besaß, mit allen Menschen zu verkehren, ohne bei irgend einem anzustoßen, was ihm in gesellschaftlichen Verhältnissen ein großes Übergewicht gab. Bei einzelnen Gelegenheiten hatte er sogar Edelmuth und Uneigennützigkeit an den Tag gelegt, was Klaus Daa veranlaßt hatte, seinen Leichtsinn und Mangel an Grundsätzen und an Kraft des Widerstandes gegen das in seinem Stande allgemeine Verderben zu übersehen. Und bisher hatte er sich nur wenig bekümmert um des jungen Kanonikus Ausschweifungen, da sie theils nur durch seine eigenen Berichte und folglich in verschönertem Lichte zu seiner Kenntniß gekommen waren, theils nie seine eigenen Interessen gekreuzt hatten.

Aber der unbehagliche Eindruck war spurlos ausgeglättet in des jungen Edelmannes Brust, als er bei Frau Anna Arvidstochter eintrat und in Gundels schönen Augen las, wie willkommen er war. Ungeachtet die beiden jungen Personen in jenem langen Winter nie ein Wort unter vier Augen zusammen gesprochen hatten, war ihre Liebe doch bedeutend fortgeschritten und vielleicht trug der Zwang, dem sie sich unterwerfen mußten, nicht wenig dazu bei. Und ohne sich dessen bewußt zu sein, erkannten sie den wohlthätigen Einfluß dieses Zwanges und zu derselben Zeit, wo Klaus Daa von ganzem Herzen sich sehnte, seine Zärtlichkeit frei und offen zu gestehen, und Gundel vielleicht eben so sehr, dies Geständniß zu hören, würde keines von ihnen den großen Genuß haben entbehren mögen, seine Gefühle in

den Redeweisen des täglichen Lebens auszudrücken und die allgemeinsten Sätze in die glühende Sprache des Herzens umzubilden, verständlich und innig für die Eingeweihten und leer und inhaltslos für jedes fremde Ohr.

Bei Klaus Daa war diese Liebe plötzlich entstanden, fast bei dem ersten Blick, wie es so oft bei Männern geschieht, die mit warmem Herzen und lebhafter Einbildungskraft begabt sind. Durch das Auge hatte ihre Liebenswürdigkeit den Weg zu seinem Herzen gefunden und er hätte sich vielleicht nicht gleich auf den ersten Blick in sie verliebt, wenn Adelgunde nicht so hold und lieblich gewesen wäre. Ihre Neigung dagegen war langsam gewachsen und durch eine weit geistigere Nahrung, wie denn dies in der Regel der Fall ist mit der Liebe des Weibes, die in ihrem Keim bei Weitem weniger von dem Äußeren abhängig ist wie die des Mannes. Die Frauen sind von ihrer frühesten Jugend an gewohnt, ihre Gedanken und Gefühle in ihren Busen zu verschließen. Diese haben eine ganz andere Bedeutung in ihrem stillen, einförmigen Leben und wenn sie sich endlich hinwenden auf den Gegenstand, von welchem sie so oft und so süß geträumt haben, da wächst die Zuneigung langsam und klärt sich selbst zur Bewußtheit, indem sie die geträumten Abschnitte Schritt vor Schritt wieder durchläuft, bis sie endlich eine Stärke und Reinheit erreicht, welche vielleicht nur eine weibliche Liebe zu erreichen im Stande ist — und welche des Mannes Liebe nicht immer zu erkennen versteht.

Bei Klaus Daa war dies indessen keineswegs der Fall, denn er faßte, erkannte und vergalt Adelgundens Liebe. Und in ihren stillen Gedanken träumten sich Beide die

glücklichste Zukunft, indem alle äußeren Bedingungen einer glücklichen Verbindung sich vereinigten. In der offenbaren Güte der Frau Anna Arvidstochter gegen den jungen Mann glaubten sie eine schweigende Billigung ihrer unter dem Mutterauge aufsprossenden und wachsenden Neigung und die Hoffnung zu erblicken, daß die väterliche Einwilligung nicht fehlen würde. Daß Frau Annas Gelehrsamkeit sie blind und taub für ihr Verhältniß mache, kam ihnen nicht in den Sinn.

Aber wie dies Verhältniß vorgerückt war, so hatten auch die vielen, oben angedeuteten Mißverhältnisse nicht minder in hohem Grade zugenommen, namentlich die Abneigung zwischen dem König und der Geistlichkeit nebst dem Adel und zwischen diesen Ständen und Sigbrit nebst ihren Freunden. Alles dies beschäftigte Sigbrits Nachdenken und Aufmerksamkeit so sehr, daß es wohl nicht zu verwundern ist, wenn ihr Elsbeth Bagers aus dem Sinn gekommen war, um so mehr, da dies Weib sich längere Zeit im Sankt Klaranonnenkloster aufgehalten hatte und von der Äbtissin höherer geistlicher Weisung zufolge in einer der heimlichen Zellen, woran es damals keinem Kloster fehlte, verborgen gehalten war. Sigbrit glaubte, daß sie schon längst nach ihrer Flucht aus dem Rathhausgefängnisse das Land verlassen und sich nach Schweden gewandt habe, und sie vergaß sie endlich ganz. Dagegen hatte sie ihre Aufmerksamkeit noch mehr als sonst auf die Klöster hingerichtet und ihre Aufpasser, die sich Tag und Nacht in der Nähe dieser mit Recht verdächtigen Gebäude aufhielten, berichteten ihr genau, wer durch die Klosterpforten ein und ausging.

Das Haus in dem Gäßchen hinter der Sankt Nikolaikirche, in welchem wir Elsbeth Bagers besucht haben, gehörte der Kirche wie mehrere in derselben Gasse. Einstweilen war es einer alten Frau vermiethet, welche hier einen kleinen Handel mit hölzernem und eisernem Geräth trieb. Es war wieder im Anfang des Mai. Die Stubenthür nach der Gasse zu stand offen und die Stube war voll von den verschiedenartigsten Handelsgegenständen. In dem hintersten, halbdunklen Gemach aber, das durch einen langen, finstern Gang von dem vordersten getrennt war und jetzt keine Spur von Herengeräthschaft, sondern lauter harmlose, alte, gebrechliche Dinge, Stühle, Tische, Bettstellen enthielt, saß unsere alte Bekannte Elsbeth Bagers mit einem Spinnrade und spann, während sie ab und zu nach einem Glase hinblickte, worin Eiweiß seltsame Figuren gebildet hatte.

— „Es ist und bleibt doch dies Mal so und will nicht anders werden,“ sagte sie bei sich und hielt das Rad an, um ungestört ihre Gestalten im Glase zu betrachten. „Wie ists mit dem? Nun will ich doch sehen, was daraus geworden ist! — — — Hm! — — — Hm! — — — Schlechte Zeichen, elende Zeiten, Gefahr und Noth, wenn ich meinen eigenen Künsten trauen darf. O wäre ich nur erst fort! Ich wollte es verschwören, jemals wieder einem Bischof zu dienen. Versprechen, ja das verstehen die Herren alle, aber halten, das überlassen sie den Armen. Bei Herrschaften und Rittern läßt sich doch noch etwas verdienen, wenn man klug und gescheidt ist, aber bei den Bischöfen und Mönchen ist weder Treue noch Glauben — — — Aber die Haut ist

mir näher als das Hemde und wer krank ist, kann gesund werden, aber wer todt ist, lebt nicht wieder auf. Thue ich dem Bischof nicht seinen Willen, so ist mein Tanz zu Ende. Gott bessere es, aber ich muß wohl thun, was meine Herren wollen, und die Glatzköpfe sind die strengsten Herren, bei denen so wenig Barmherzigkeit zu erwarten ist wie bei den Bären und Wölfen."

Elsbeth erhob den Kopf und lauschte — und da ihr ihre Ohren bestätigten, daß sich etwas von dem unterirdischen Kanal durch die Wendeltreppe näherte, versteckte sie hurtig das Glas und nahm wieder ihre Arbeit vor mit einem schielenden Seitenblick nach der geheimen Thür, daß es deutlich war, wie wenig Gutes sie von einem Besuch auf diesem Wege erwartete.

— „Da haben wir ihn schon," sagte sie, „und der Ritter ist noch nicht gekommen. In Teufels Geschäften hat der Mönch immer den Vorsprung. Daß zwei so vornehme Männer nicht rathschlagen können, ohne mich in Gefahr zu bringen, da es doch Klöster genug in der Stadt giebt, um darin zusammen zu kommen, das ist sonderbar."

Gleich darauf öffnete sich die Thür in der Wand unter dem vergitterten Fenster und der Subprior des Graubrüderklosters trat ein. Elsbeth stand auf und empfing ihren Gast mit der tiefsten Ehrerbietigkeit, die wenig übereinstimmte mit den mürrischen Worten, die sie so eben von sich gegeben hatte.

Der Subprior setzte sich auf ihren Platz, den einzigen Stuhl, der das Gewicht eines Menschen tragen konnte, während sie vor ihm stehen blieb und unterthänig die Fragen

beantwortete, die er an sie that und die alle den König, die Königin, den Schloßhauptmann und Andere im kopenhagner Schloß betrafen, je nachdem ihr Neffe Ole Skaaning Gelegenheit gehabt hatte, etwas in Erfahrung zu bringen.

— „Aber was hält er von der Flucht?" fragte der Subprior. „Man hat uns gewarnt, gut aufzupassen.

— „Es wäre wohl kein großer Schaden, wenn Dyveke aus dem Lande liefe, da es doch dem Bischof immer darum zu thun gewesen ist, sie von dem König zu trennen," sagte Elsbeth Bagers, die nichts Befriedigendes auf des Subpriors Frage zu antworten wußte.

— „Nein, nein, nicht auf die Weise. Will sie jetzt fort, so muß sie Sigbrit mitnehmen, sonst wird es schlimmer als vorher. So lange Dyveke lebt, giebt der König sich nicht zufrieden und Sigbrit wird ihre Macht behalten, denn er ist halsstarriger als der Teufel. Aber ich fragte Euch, was Euer Neffe von der Flucht gehört hat?" wiederholte der Subprior mit jähzorniger Stimme, denn es verdroß ihn, sich mit Elsbeth Bagers in Politik eingelassen zu haben.

— „Er weiß nichts davon, hochehrwürdiger Herr. Der Schloßhauptmann hat weder gestern noch heute das Schloß verlassen noch einen Boten abgeschickt. Aber Ole sagt, wenn er Dyveke zur Flucht behülflich sein wollte, so wäre eine gute Gelegenheit da, denn es läge gerade ein holländischer Schiffer segelfertig draußen bei der Sankt Annakapelle; er habe Waaren gelöscht für die bremer Kaufleute und wieder Ladung eingenommen.

— „Hm! Ole Skaaning nützt uns nur wenig. Er muß mehr leisten, wenn er unsre Gunst haben will. Wir vermissen Hans Schreiber. Das war ein Mann von Verstand, er würde uns bessern Bescheid gegeben haben, aber Ihr Andern richtet nichts aus.“

Elsbeth schwieg, aber es war deutlich, daß des Subpriors Mißvergnügen über ihre und ihres Neffen Dienste sie kränkte. Endlich hub sie an: „Ole hat doch so viel ausgerichtet, daß der Schloßhauptmann keinen Boten mehr in der Stadt ausschicken kann, ohne daß Ihr es erfahret.“

— „Und was hat das geholfen, als zu erfahren, wo er seine Handschuhe waschen läßt oder wo er seine Spitzen kauft und die Balsamessenz, wovon er duftet? — Es pocht an die Vorderthür. Geh und sieh, wer da ist, und bringe mir Bescheid. Ist es ein Rittersmann, so laß ihn nur kommen.“

Während der Subprior allein war, glitt sein Blick in dieser mehr als armseligen Kammer von einem Gegenstand zum andern; dann fielen seine Augen auf seinen eigenen Anzug und seine Lippen verzogen sich zu einem verdrießlichen Lächeln, als ob es ihn ärgere, sich in solchen Umgebungen zu sehen. Aber diese Betrachtungen waren nur kurz, denn Elsbeth kam hurtig zurück mit dem Bescheid, es sei einer von den Dienern des Schloßhauptmanns, der im Vorbeigehen melden wollte, daß er von seinem Herrn an Jungfrau Dyveke einen Korb mit Kirschen tragen solle mit der Bitte, sie nicht zu verschmähen.

— „Und nichts weiter? Ist das Alles, was er sagen soll?“ fragte der Subprior verdrießlich.

— „Das ist Alles, hochehrwürdiger Herr. Es war freilich nicht des Ganges werth.“

— „Da, gieb ihm den Gulden, damit er nicht lästig wird, und laß ihn gehen — — — Oder warte! — — — Es könnte möglicher Weise ein Zeichen sein, das unter ihnen verabredet wäre — — — Es könnte auch ein Brief in dem Korbe versteckt liegen — — — Man muß vorsichtig sein und nichts versäumen, ich will den Korb selbst untersuchen. Gieb ihm einen Trunk und bringe mir indeß den Korb hierher — — — oder — — — warte! Es könnte Verdacht erwecken — — Bringe mir ihn heraus in den Gang — —“

Der Subprior vollendete nicht und ging heftig auf und nieder. Sein Gesicht ward allmählig düsterer, er wechselte mehrmals die Farbe, es war deutlich, daß ein Kampf in seiner Seele vorging. Er reichte ihr ein Geldstück, drückte es ihr in die Hand und winkte ihr zu gehen, aber sie war noch nicht hinaus, als er sich plötzlich umdrehte, ihr nachging und mit einer Stimme, welche unwillkürlich Elsbeth Bagers umzukehren vermochte, so matt und klanglos war sie, ihr die Worte zurief: „Schaff mir den Korb!“ und hinter ihr in dem dunklen Gange verschwand.

Denselben Nachmittag saßen Dyveke und Anna in der ersteren Zimmer. Die frische Frühlingsluft, die von Blumenduft aus dem Garten erfüllt durch das offene Fenster hineinströmte, gab dem Gemache etwas Sommerliches.

Seit Hans Faaborgs Tode hatte sich allmählig in dem Verhältnisse des Königs und Dyvekes viel verändert und von dem früheren Argwohne war keine Spur mehr übrig. In Beider Umgang hatte sich allmählig wenigstens schein-

bar Alles ausgeglichen, was die arglistigen Verläumder gewußt hatten, mit ihrem Athem zu verunreinigen und zu verpesten. Freilich, was geschehen war, ließ sich nicht vergessen und Dyveke fühlte sich noch eben so unglücklich. Sie war oft betrübt und weinte und Annas Gesellschaft war ihr dann die einzige Zerstreuung und ein großer Trost. Sie war im Anfange des Frühlings eines Abends zu Dyveke gekommen und hatte sie unter Thränen gebeten, ihr eine Freistätte unter ihrem Dache zu gönnen, weil sie wohl einsähe, daß ihres Vaters Haus ihr nicht mehr Sicherheit gewähre. Sigbrit hatte zuerst gegen Annas bleibenden Aufenthalt in ihrem Hause viel einzuwenden gehabt, aber da Dyveke ihr keine Ruhe ließ und ihr theils die geringe Sicherheit zum Vorwurf machte, welche in und außerhalb der Stadt wäre und welche Anna genöthigt hätte, sich in das einzige Haus zu begeben, das sie schützen könnte, theils fortfuhr, ihr mit Bitten zuzusetzen, Anna ihr zur Gesellschaft zu geben, so faßte Sigbrit bald die praktische Seite der Sache auf und den Tag darauf, nachdem sie ihre Einwilligung gegeben hatte, daß Anna ohne Weiteres bei ihnen bliebe, schaffte sie Dyvekes Magd ab, „denn," sagte sie, „ein unnöthiger Mund bringt dem Speiseschranke keinen Gewinn." Und von nun an war Sigbrit sogar zufrieden über Annas Gegenwart, weil sie gutmüthig und geduldig war und sich darein fand, von allerlei Handarbeit, die ihr Sigbrit auflegte, fast erdrückt zu werden.

Dyveke sah aus dem Fenster und schüttelte mißmuthig den Kopf. „Wieder ein Tag zu Ende und kein Zeichen," sagte sie.

— „Ich glaubte, daß Ihr es aufgegeben hättet, daran zu denken. Es wäre gewiß das Beste,“ erwiederte Anna, indem sie sich kaum Zeit nahm, aufzublicken von dem großen Bündel Nätherei, der vor ihr lag.

— „Du sprichst dem Schloßhauptmann zu Munde, Anna. Nein, ich muß fort, ich kann nicht hier bleiben, ich werde verrückt, wenn man mich dazu zwingen will. Weder Torben Oxe noch Du wollt glauben, was ich täglich leide. Ach, ich sehe daraus, daß Ihr mich nur schlecht kennt, sonst wäret Ihr meiner Meinung.“

Anna schwieg. „Was für Pein ich gehabt habe in diesem Winter, das weiß nur Gott und ich,“ fuhr Dyveke fort. „So darf es nicht bleiben. Und hast Du mir nicht versprochen, mich nicht verlassen zu wollen? Was verlierst Du, wenn Du dieses Land verlässest? Du gehörst Keinem an. Mir und Dir, uns wird Keiner nachweinen. Du stehst eben so allein in der Welt wie ich, ganz allein.“

— „Ach ja, ganz allein,“ erwiederte Anna betrübt und ließ die Hände in den Schooß sinken.

— „Ich wollte Dich nicht betrüben,“ sagte Dyveke. „Aber Du mußt auch nicht immer an Dinge denken, aus denen doch nichts werden kann. Sei doch vernünftig, Mädchen!“

— „Ihr könnt Euch selbst vor Euren Gedanken nicht retten,“ sagte Anna leise und mit wehmüthiger Stimme.

— „Desto schlimmer! Du hast Recht, es war garstig von mir gesagt. Aber ich meinte es nicht böse. Ach, Anna, wir sind ja alle Beide gleich unglücklich. — Oder glaubst Du, daß doch noch etwas daraus werden könnte?“ fuhr sie nach

einer Pause fort. „Glaubst Du, daß Klaus Daa Dich lieben könnte? Antworte mir aufrichtig!"

—„Nein, ich weiß, daß es unmöglich ist, selbst wenn er meinen geringen Stand vergessen wollte, denn er liebt eine Andere," antwortete Anna kaum hörbar.

—„Und wen?" fragte Dyveke rasch. „Erzähle mir das! Wen meinst Du? Was weißt Du davon?

Es war eben so viel Neugier wie Theilnahme, was sie in diesem Augenblicke ihr eigenes Leid vergessen ließ.

—„O, es kann nicht anders sein, sie soll so lieblich sein," sagte Anna. „Es ist des Ritters Griis schöne Tochter. Und sie liebt ihn wieder," fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

—„Hassest Du nicht des Ritters Griis Tochter?" fragte Dyveke. „Wie kannst Du für sie beten? An Deiner Stelle würde ich sie hassen, so lange Leben in mir wäre."

—„Gott und alle Heiligen mögen mich vor dieser Sünde bewahren!" sagte Anna. „Wie wäre es möglich, daß ich die hassen könnte, die er liebt?"

—„Es ist möglich, daß Du Recht hast, ich glaube es beinahe," sagte Dyveke nach einer Pause. „Aber ich bin es nicht im Stande, so uneigennützig zu lieben. Der, welchen ich liebe, darf keine Andere lieben als mich. Ich kann mir die Liebe nicht als etwas Getheiltes denken. Sollte ich ohne Hoffnung lieben, so würde es gewiß bald Haß werden.

—„Weiß Klaus Daa, daß Du bei uns bist?" fragte Dyveke.

— „Ja, er weiß es. Ich begegnete ihm vor Eurer Thür an jenem Abend, wo ich meines Vaters Haus verließ, weil ich die ehrlose Zudringlichkeit des Herrn Henning Grib nicht länger ertragen konnte. Er ist ein Kanonikus und sollte nicht so handeln. Und er ist ein Freund des Herrn Daa — — — sein bester Freund! — Aber Klaus Daa weiß das nicht," fügte sie schnell hinzu, um dem ungünstigen Urtheil zuvor zu kommen, das bei Dyveke hierdurch vielleicht erweckt werden könnte.

— „Anna, wir müssen fort von hier," brach Dyveke aus. „Du siehst selbst, daß wir nicht hier bleiben können. Weine nicht! In einem anderen Lande, unter anderen Leuten, da wirst Du das Glück wieder finden; es wird Alles noch gut für Dich werden können."

— „Nein, nein," antwortete Anna rasch und bestimmt, „das habe ich meiner Heiligen geschworen, daß mich nie ein Mann besitzen soll. In meiner Sterbestunde will ich an ihn denken können so unschuldig, wie ich zur Welt gekommen bin — — — Und möchte es bald geschehen, daß ich von dieser Welt abgerufen werde, wo ich nichts Anderes gefunden habe als Sorge und Leid."

— „Ja, diese Erde ist voll Kummer," sagte Dyveke. „Einst kam mir Alles so lächelnd vor, alle Menschen so gut, damals war ich selbst so froh und so glücklich. Aber das war nur so lange, bis ich das Leben verstehen lernte. Wie ist nun Alles anders! Meine Mutter — — — sie wird mich nicht vermissen. Wenn sie ihre Rechnungen und Zölle zu besorgen hat, so verlangt sie nichts weiter. Der König — — — er hat mich über der Königin vergessen, wenn er

jemals etwas Rechtes von mir gehalten hat. Torben Oxe — — — nein, er kann mich auch nicht recht lieben, das sehe ich wohl ein, das ist — — — leider, das ist unmöglich. Er findet mich schön, das bin ich ja auch; aber alle seine Schmeichelworte haben nicht viel zu bedeuten, denn es ist ein weiter Sprung vom Auge zum Herzen, kannst Du glauben, ein sehr großer Sprung, und wenn er nicht auf ein Mal gemacht wird, so wird er nie gemacht. Ehemals glaubte ich, daß Alle mich liebten, aber das ist vorbei. Du, Anna, Du und der hier, Ihr seid die einzigen, welche mir treu geblieben sind," fuhr sie fort, indem sie einen kleinen, zahmen Affen streichelte, der nicht größer war als ein Eichkätzchen; er lag auf ihrem Stuhl und das Thierchen hatte sich so zusammengekauert, daß es aus der Ferne wie ein großer, grauer Garnknäuel aussah. Der Affe machte einige possirliche Sprünge und Geberden und Dyveke lachte. Aber plötzlich ward sie wieder ernst und fiel in Gedanken, mit der Hand unter dem Kinn.

— „Es ist ein kluges Thier. Dich hat er nie gebissen, Anna, und mich noch weniger. Aber neulich biß er meine Mutter und den König und den Schloßhauptmann an einem Tage. Er ist vielleicht klüger als wir Anderen, er ist ein Menschenkenner — — — Es geschah dem Torben Oxe recht, da er mich vergessen konnte.

Anna antwortete nicht.

Es pochte an die Thür, ein Mädchen trat ein mit einem kleinen Korb, den sie vor Dyveke auf den Tisch setzte. Es wären Kirschen, sagte sie, die ersten reifen in diesem Sommer.

Der Schloßhauptmann bitte Jungfrau Dyveke, sie nicht zu verschmähen.

— „Ei, wie galant von dem Schloßhauptmann!“ sagte Dyveke, plötzlich aufgeräumt. „Ich dachte nicht, daß es schon reife Kirschen gebe. In unserem Garten giebt es noch keine.“

— „Da seht Ihr, jedes Mal, daß Ihr Euch über den Schloßhauptmann beklagt, giebt er Euch deutliche Zeichen, daß er an Euch denkt. So verkennt Ihr Eure Freunde.“

Der Affe sprang auf den Tisch, steckte die Pfote in den Korb und riß eine Kirsche heraus, die er beroch und nach allen Seiten wandte und drehte, sie dann wegwarf, eine neue ergriff und es eben so mit ihr machte. Er sprang auf den Korb, schnoberte hinein, machte närrische Geberden, schrie ärgerlich auf und machte putzige Sprünge, bis er sich wieder ruhig hinlegte auf seinen Stuhl und sich zusammenrollte.

— „Sieh einmal das närrische Thier,“ sagte Dyveke lachend, „es kennt keine Kirschen, mein Leibessen. Aber laß uns sehen, ob uns der Schloßhauptmann nicht ein Zeichen mit dieser Gabe schickt. Nein, nicht das mindeste. Aber die Kirschen sind schon Zeichen genug, wenigstens hat er uns nicht vergessen. Da, iß, sie sind frisch und köstlich.“

Anna nahm eine Kirsche und führte sie zum Munde.

— „Warte,“ sagte Dyveke, „laß mich sehen, ob Du Kirschen auf diese Art essen kannst. Das hat mir immer Spaß gemacht.“

Sie nahm den Stiel in den Mund und zog sie allmählig mit den Lippen hinein, aber jedes Mal, wenn die

Kirsche dem Munde nahe kam, glitt der Stiel zurück und die Kirsche zugleich. Anna machte dann die Probe und es gelang ihr nicht besser. Dyveke wollte sich ausschütten vor Lachen und sagte: „Wir wollen zeigen, daß wir Mädchen sind, die Charakter haben. Wir schwören, daß wir die Kirschen nicht anders als auf diese Art essen wollen. So, laß uns nun uns anstrengen, es wird schon gehen. Man sagt ja, daß man Alles kann, was man ernstlich will."

Anna seufzte unwillkürlich. „Na, seufze nur nicht wieder!" sagte Dyveke. „Es glückt mir, da habe ich eine Kirsche. Seufze nun nicht wieder, es ist so langweilig anzuhören. Ich bin so aufgeräumt geworden, seit ich dies Zeichen vom Schloßhauptmann empfing. Also sollen wir stets wachsam sein und uns zur Flucht bereit halten, das will er uns damit andeuten. Ja, wir können gehen, sobald es sein soll, wir nehmen so gut wie nichts mit. Sieh, Du Faule, nun habe ich mir schon vier Kirschen verdient und Du arbeitest noch an Deiner ersten. Aber Du darfst sie nicht anders essen. Fahre nur fort, Du lernst schon den Pfiff. Kannst Du Dir das Glück denken, wenn wir ein Kloster erreichen, weit von hier, in meiner Heimath, wo wir fromm in Friede und Ruhe leben und uns nie trennen? Dann wird doch endlich einmal Ruhe in unsere Seele kommen. — Ach, wir haben auch genug gelitten, wir armen Mädchen. Wir sind ja doch noch so jung alle Beide, warum sollten wir denn so unglücklich sein? — O, wie es mich beklemmt, daran zu denken — — und an die Abreise! Ach! Es ist, als führe mir ein Stich durch das Herz. Aber laß uns guten Muthes sein, wir wollen nicht mehr daran denken. — Wie? Noch

nicht? Und ich habe wohl schon ein Dutzend gegessen und ich kann essen und plaudern zugleich. Aber laß es mich Dir beibringen. Sieh mir zu! Ich will es sogar mit dreien auf ein Mal machen. Sieh nun! So! Nun spitzest Du den Mund wie zum Kusse. Du wirst roth, Anna. Sage mir aufrichtig, hast Du nie einen Mann geküßt? Du schüttelst den Kopf. Wirklich? — Ach, Anna, wollte Gott, ich könnte dasselbe sagen, es wäre wohl gut für mich! — So soll es geschehen, nun ziehe ich sie alle drei auf ein Mal hinein. Nun mache die Probe!"

Anna strengte sich lange vergebens an, es ihr nachzumachen, und Dyveke lachte aus vollem Halse über die Grimassen, die jene dabei machte. Aber plötzlich ergriff Dyveke ihre Hand und schrie laut. Sie sprang auf und griff sich mit der Hand nach dem Herzen. Das Blut stieg ihr so gewaltig ins Gesicht, als ob es ihr den Kopf sprengen wollte, und dann sank sie in den Stuhl zurück und ward bleich wie eine Leiche. Anna verlor die Kirsche und sprang erschreckt auf.

— „O, O!" stöhnte Dyveke, „hilf mir, hilf mir! Es ist Feuer in mir. O die Kirschen, sie verbrennen mich. Es ist — — — es ist — — —"

— „Alle Heiligen, was fehlt Euch?"

— „Anna, wo bist Du? Ich kann Dich nicht sehen. Zu Hülfe! Ich sterbe! — O, hole meine Mutter — — — den König — — — den Schloßhauptmann — — — Torben Oxe — — —"

Dyveke schrie wiederholte Male und preßte die Hände gegen die Brust, sie wand sich in Zuckungen und Krämpfen,

ein Schauder fuhr ihr durch die Glieder, ihr Gesicht verzog sich schmerzlich — dann lächelte es wehmüthig. Mit dem letzten Worte glitten ihr die Hände von der Brust, sie fiel zurück in den Stuhl und sank zusammen, indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß.

Die bestürzte Anna riß die Thür auf und rief nach Hülfe. Als sie zu Dyveke zurückkehrte, lag diese leblos im Stuhl. Der Affe war auf den Stuhlrücken geflüchtet, von wo er sie mit wunderlichen Grimassen betrachtete.

Die Dienstboten stürzten hinein und schrien und winselten, als sie Dyvekes plötzlichen Tod sahen, denn sie hielten viel von ihr. Endlich kam auch Sigbrit, die diese traurige Nachricht beim Arbeitstische getroffen hatte. Sie war so blaß wie eine Todte, sie glich einem Marmorbilde auf einem Grabe. Anna kniete an Dyvekes Seite, legte den Kopf in ihren Schooß und schluchzte laut. Bei diesem betrübten Anblick schmolz auf einen Augenblick die Rinde von dem eisenharten Herzen dieses Weibes, sie kniete bei Anna nieder, ergriff Dyvekes leblosen Arm fest, legte ihre Hand auf deren Brust, küßte sie und gab ihr die zärtlichsten Namen. Aber da sie sich endlich überzeugt hatte, daß das Leben entflohen war, um nie wieder zurück zu kehren, wandte sie sich plötzlich gegen Anna, ergriff sie bei der Hand und zog sie mit sich.

— „Was ist hier geschehen?“ brach sie aus. „Hat sie gegessen? Hat sie getrunken? Antworte!“

— „Sie aß einige Kirschen, welche der Schloßhauptmann ihr schickte,“ sagte Anna schluchzend.

— „Der Schloßhauptmann! — — — Der Schloßhauptmann? Nein, nein!“ rief sie laut, um ihren eigenen Argwohn abzuweisen.

Plötzlich fuhr sie auf, ergriff den Affen, welcher noch zusammengekauert auf dem Stuhlrücken saß, beim Halse und hielt ihm den Korb hin, damit er von den Kirschen fressen solle. Das kleine Thier weigerte sich und kratzte sie, aber sie kehrte sich nicht daran, sie faßte ihn so fest am Halse, daß er das Maul aufsperren mußte, und nun stopfte sie ihm eine Kirsche nach der andern hinein.

Als er endlich mehrere verschlungen hatte, ließ sie ihn los. Das arme Thier wollte in den entferntesten Winkel des Zimmers entfliehen, hielt aber mitten im Lauf an, drehte sich mehrmals rund herum, lief instinktmäßig zu Dyveke zurück, als ob er Schutz bei ihr suchen wolle, zappelte und zuckte und fiel todt zu ihren Füßen hin.

Sigbrit bückte sich nieder und besah ihn aufmerksam, so lange der Todeskampf währte, dann stieß sie ihn mit dem Fuße an und als er sich nicht rührte, sagte sie mit hohler und trockner Stimme, der doch keineswegs die Festigkeit mangelte: „Sie haben sie vergiftet! — Sie haben sie ver= vergiftet! — Der Abschaum! — Aber der König soll Rache nehmen!“

Es war, als ob diese Erklärung den Anwesenden erst die Gewißheit von Dyvekes Tod gäbe, und sie weinten und schluchzten aufs Neue. Nur Sigbrit weinte nicht, sie betrachtete ihre Tochter mit Augen, die allmählig so groß und starr standen, als ob sie aus ihren Höhlen heraustreten wollten. Die Dienerschaft wich unwillkürlich zurück vor diesem

Schmerz, der in seinem Schweigen lauter gen Himmel rief als vereinter Klageschrei. Auch Anna wandte sich von Dyvekes Leiche ab, trat zu Sigbrit hin, ergriff ihre Hand und drückte diese an ihre Lippen. Aber Sigbrit zog sie mit einem Stoße zurück und gab ihr und den Anderen ein so gebietendes Zeichen, das Zimmer zu verlassen, daß sie augenblicklich gehorchten.

Es fing schon an zu dunkeln und Sigbrit war noch in Dyvekes Zimmer. Man hatte sie schluchzen und laut mit sich selbst sprechen hören, aber die Worte konnte man nicht verstehen; man hatte auch deutlich gehört, wie sie die Verschlüsse der Tochter öffnete, sie untersuchte und wieder verschloß. Als sie endlich aus der Thür trat, trug ihr Gesicht keine Spur einer ungewöhnlichen Bewegung, aber es war streng und ernst, wie sie pflegte, nur ihre Unterlippe zitterte krampfhaft und sie war blaß wie der Tod. Sie verschloß die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche; in der Hand trug sie den kleinen Affen und den Korb mit Kirschen. Als Anna sich mit einigen tröstenden Worten näherte und sie um die Erlaubniß bat, bei Dyvekes Leiche mit den andern Mägden zu wachen, sah sie einen Augenblick sie an, als ob sie ihr unbekannt sei, und als Anna ihr Begehren wiederholte, sagte sie bitter: „Die Lebenden müssen wir strafen und richten, die Todten sind uns fern. Ihr konntet nicht Wache halten, so lange es Zeit war und es etwas zu verlieren gab, jetzt ist es vorbei, denn gegen die Würmer hilft keine Wache und kein Weihwasser.“

Sigbrit starrte gerade vor sich hin, ihre Lippen bewegten

sich, sie sprach mit sich selbst, aber kein Laut drang hervor aus der dicht verschlossenen Zahnreihe.

— „Gegen die Würmer hilft keine Wache und kein Weihwasser," wiederholte sie endlich laut — — — „Sie haben mich kinderlos gemacht, aber es soll ihnen theuer zu stehen kommen. Sie haben mir Alles genommen, was ich liebte — — — Sie sollen es nicht umsonst gethan haben. Habe ich nun für nichts Anderes in der Welt zu streiten, so will ich für meine Rache streiten. Sie sollen noch einst erfahren, was es heißt, einer Wölfin die Jungen rauben. Doch geheimer Haß ist schlimmer als offenbare Feindschaft."

Sigbrit sah sich um, sie merkte, daß sie ihre Gedanken laut ausgesprochen hatte, und ärgerte sich. Sie wollte sich verhärten gegen ihren Schmerz, der nahe daran war, sie zu übermannen, und suchte eine Veranlassung zu schelten, um diesen Eindruck zu verscheuchen. Aber überall begegnete sie niedergeschlagenen Augen, Niemand wagte sie anzusehen. Nur Anna betrachtete sie mit theilnehmendem Blick. Und obgleich sie wußte, daß Anna ihrer Tochter aufrichtig ergeben gewesen und vielleicht die einzige war, die ihren Schmerz theilte, mußte in diesem Augenblick doch Alles ihrem Bemühen weichen, etwas Hartes zu sagen.

— „Steht Ihr da und lauert?" rief sie mit Heftigkeit. „Wir brauchen keine Tagediebe, denn jetzt ist hier im Hause genug zu thun. Geht und beschäftigt Euch."

Und als Anna sie erstaunt betrachtete, als ob sie glaubte, sie spräche im Schmerze vor sich hin, fügte sie hinzu: „Ihr gehört ja nicht hierher, geht nach Hause. Jeder bekümmere

sich um das Seine, das ist das Beste. Und seht zu, daß Ihr bei Zeiten aus dem Ostthore kommt, ehe es verschlossen wird, sonst könnt Ihr die Nacht auf der Straße liegen. Hier habt Ihr nichts mehr zu schaffen. Lebt wohl! — Und hört, Eurem Vater könnt Ihr sagen, daß es mit den Ablegern sein Bewenden hat, die er mir schaffen sollte — — — denn nun ist sie ja todt und fort, die die Blumen haben sollte.“

Erschrocken über ihre Anrede sah Anna auf. Mit thränenvollen Augen wandte sie sich noch ein Mal nach der verschlossenen Thür, die sie von Dyveke trennte, dann verließ sie mit wankenden Schritten das ungastfreie Haus, wo sich in so kurzer Zeit so viel verändert hatte. Wie ein gejagtes Wild lief sie hurtig durch die schon öde Gasse, um aus dieser Stadt hinaus zu kommen, wo sie so lieblos behandelt worden war, und erreichte das Thor gerade vor dem Schluß.

Als die rasselnde Zugbrücke hinter ihr aufgezogen ward und sie über das große, weite Feld hinblickte und in der Ferne Hans Knaps Haus sah, das sie so unzureichend hatte beschützen können, da ward es schwarz vor ihren Augen und ihre Verlassenheit überwältigte sie so, daß sie nicht im Stande war, einen Fuß zu rühren. Sie sank in die Knie neben einem Busch, der am Ufer des Baches stand, und hätten dessen blätterreiche Zweige sie nicht mit ihren weichen Armen gehalten, so würde sie ins Wasser gestürzt sein. Verwirrte und schreckliche Bilder fingen an, ihrer Einbildungskraft vorzuschweben, wohin sie sah, erblickte sie überall ängstigende Erscheinungen; sie glaubte sich umgeben von

vielen Menschen, es kam ihr vor, als ob ihr hundert Stimmen in die Ohren schrieen, und erschrocken sank sie um in dem Gebüsch mit geschlossenen Augen und den Händen vor den Ohren.

Thautropfen netzten ihre Schläfe und das frische Laub kühlte den Brand ihres Kopfes, so daß sie allmählig zu sich kam und sich beruhigte. Sie sah ein, daß es ihr eigenes Blut war, das ihr vor den Ohren gesaust und ihr die Laute und Gebilde vorgegaukelt hatte, vor denen sie sich so entsetzte. Sie war ja allein, nicht ein Blatt bewegte sich an dem stillen Abend, kein Laut verrieth die Nähe einer großen Stadt. Aber es mußte spät sein, denn die Sterne standen schon am Himmel. Wie lange sie in diesem träumenden, halb bewußtlosen Zustande zugebracht hatte, wußte sie nicht.

Ehe sie weiter ging, faltete sie ihre Hände und rief andächtig Gott und die Heiligen an.

Ängstlich betrachtete sie jeden kleinen Busch auf dem flachen Felde, vor welchem ihr Weg sie vorüberführte. Jetzt war nur noch ein kleines Gebüsch übrig, niedrig und leicht zu überschauen, aber dennoch blieb sie stehen, denn es kam ihr vor, als ob sich dessen Zweige bewegten, und doch war es ganz windstill.

— „Vielleicht ein aufgeschrecktes Kätzchen oder ein armer Hase,“ sagte Anna bei sich selbst, um sich Muth zu machen, da sie nichts Verdächtiges entdecken konnte, und setzte ihren Gang weiter fort.

Sie hatte das Gebüsch erreicht, beständig die Augen fest auf die Zweige gerichtet, wo sie eine Bewegung ge-

sehen zu haben glaubte. Und ihre Augen hatten sie nicht getäuscht.

Plötzlich erhob sich eine Gestalt und stand vor ihr so hoch und groß, daß sie Aslak zu erkennen glaubte. Und fast zu gleicher Zeit sprang noch ein Mann hinter dem Gebüsch hervor und rief mit heiserer Stimme: „Steh! In des Königs Namen!“ Der Schreck lähmte ihr Fuß und Zunge, sie konnte weder entfliehen noch um Hülfe schreien. Ach, woher sollte sie auch kommen? Indem fiel über ihr Haupt ein Tuch und ward so stark angezogen, daß ihr Hören und Sehen verging; sie fühlte sich ergriffen und in die Höhe gehoben, aber ehe sie noch inne wurde, daß sie als leichte Bürde von einem Manne rasch davon getragen wurde, hatte sie das Bewußtsein verloren und sie lag wie entseelt, ohne dieser plötzlichen Entführung den geringsten Widerstand entgegensetzen zu können.

Die beiden Männer liefen hurtig nach dem Strande zu, wo sie stehen blieben und sich umsahen.

— „Es kommt Niemand,“ sagte der eine. „Sie ist doch allein gewesen. Um so bequemer verdienen wir unsern Lohn, denn einem guten Hunde soll man einen guten Knochen vorwerfen. Und Niemand kann anders sagen, als daß es ein dreistes Wagestück war, sie zwischen Thor und Schiff aufzufangen dem Schloßhauptmann zum Trotz. Wer den Spielmann dingt, muß ihm den Lohn zahlen, Bruder Martin. Laßt mich sehen, daß Ihr Euch daran erinnert.“

— „Wir haben Glück,“ sagte der kleine, dicke Graubruder und rieb vergnügt die Hände. „Wer hätte uns gesagt, als wir ausgingen, um auf das Benehmen des

holländischen Schiffers Acht zu geben, daß die Flucht auf diese Nacht bestimmt war und daß wir heimkommen sollten mit Jungfrau Dyveke. Aber wir sind klug verfahren und wollen nun lieber die Leute des Bischofs nicht herrufen, die ich in den Hinterhalt gelegt habe in dem Wäldchen bei Hans Knaps Hause, sondern wir wollen die Sache unter uns abmachen, denn je Wenigere sich in etwas theilen, desto mehr bekommt Jeder. Laßt uns nun das Boot erreichen, ehe Jemand kommt.

— „Sie ist so still wie ein Todter," sagte Ole Skaaning. „Wir müssen das Tuch doch etwas lösen, damit sie nicht erstickt, denn wiewohl ich überzeugt bin, daß der König sich freut, wenn wir ihm Jungfrau Dyveke zurückbringen, so möchte ich doch um alles Gold, das in Dänemark ist, nicht Sr. Gnaden vor Augen kommen, wenn wir sie nicht lebendig brächten."

Ole Skaaning legte seine Bürde sanft nieder am Ufer, aber Anna rührte sich nicht.

— „Bei Christi Schweißtropfen!" rief Ole Skaaning und legte sich auf die Knie, um sie näher zu betrachten.

— „Sie rührt sich nicht. Die Augen sind geschlossen — — — Aber bei allen Teufeln, es ist nicht Jungfrau Dyveke!"

Der Mönch ward eben so bestürzt wie Ole Skaaning bei dieser Entdeckung, die ihre Aussicht auf eine große Belohnung plötzlich vernichtete. Aber da er Hans Knaps reizende Pflegetochter erkannte, tröstete er sich mit der Hoffnung, ein ander Mal sich Dyvekes auf ihrer Flucht bemächtigen zu können, indem er zugleich bedachte, daß Anna ein

Fang war, wofür sich der Subprior dankbar beweisen würde, wenn er sie in dessen Gewalt bringen könnte, ohne daß dieser sein hoher Vorgesetzter dafür verantwortlich wäre. Und das mußte glücken können, wenn Ole Skaaning ihm behülflich sein wollte. Er theilte diesem auch sofort seinen Plan mit und wußte dessen viele Bedenklichkeiten und Furcht vor dem König und Madame Sigbrit durch das Versprechen einer guten Belohnung nieder zu schlagen, und so wurden sie einig, Anna durch den unterirdischen Kanal in Elsbeth Bagers Haus zu bringen. Und dies konnte leicht geschehen, da sie bewußtlos war, so daß Ole Skaaning aller Verantwortlichkeit entging, in so fern sie ihn nicht sah. Bei der Wahrsagerin konnte sie so lange bleiben, bis die hohen geistlichen Herren — denen es nach des Mönchs Behauptung darum zu thun war, Dyvekes Freundin und Vertraute in ihrer Gewalt zu haben — über ihr Schicksal entschieden hätten, das wahrscheinlich darin bestehen würde, sie außer Landes zu schicken, wo sie dann durch Ausplauderei dessen, was sie von den hiesigen Geheimnissen wüßte, nicht schaden könnte. Dies wäre, sagte er, nur eine allgemeine Vorsichtsmaßregel, die bei einer so unbedeutenden Person wie Hans Knaps Pflegetochter keine wichtigen Folgen nach sich zöge. Und nachdem der Mönch dem Ole Skaaning außerdem vollkommene Absolution und Sündenvergebung zugeschworen hatte, nahm dieser die Bürde wieder auf seine Schulter und trug die noch immer Ohnmächtige in das Boot hinab, wo sie sie mit großer Sorgfalt niederlegten.

Um nicht gegen einen der hervorragenden Steine in

dem pechfinstern, unterirdischen Kanal zu stoßen, zündete der Mönch eine kleine Blendlaterne an und bei dem unsichern Schein dieses schwachen Lichtes, der nur eine matte Dämmerung in dem Gewölbe verbreitete, brachten sie endlich das Boot bis an Elsbeth Bagers Thür. Aber sie hatte diesen Abend keinen Besuch erwartet, die Thür war verschlossen und wollte sich mit aller Gewalt nicht öffnen lassen. Da sie mit Anna nicht anderswohin wußten, mußte Bruder Martin sich entschließen, den Kanal entlang durch den Kirchhof zu gehen, um auf diese Weise auf langem Umwege von der Gasse aus in das Haus zu kommen und die Thür aufzuschließen. Aber trotz alles seines Muthes war Ole Skaaning nicht zu bewegen, in diesem unterirdischen Grabe im Dunklen zu bleiben, und so blieb dem Bruder Martin nichts übrig, wenn er seinen Plan nicht aufgeben wollte, als sich zu bequemen und die Leuchte zurück zu lassen und so gut wie möglich seinen Weg tappend zu finden.

Anna lag ausgestreckt auf dem Boden des Bootes. Das Tuch, in welches ihr Kopf bisher gehüllt gewesen war, lag neben ihr und ihr holdseliges, blasses Gesicht mit geschlossenen Augen ward von dem Laternenlichte schwach beleuchtet. Ole Skaaning saß ihr gegenüber auf der Ruderbank, die Ellbogen auf den Knien, den Kopf in den Händen und betrachtete sie unverwandt.

— „Es ist ein schönes Mädchen,“ sagte er vor sich hin. „Der Mönch hat Recht, sie sieht appetitlich aus. Aber wie lange wird das währen? Liebreiz ist ein gebrechliches Hausgeräth und Mönche sind wohl so leicht der Versuchung ausgesetzt wie irgend ein anderer Mensch. Es

wäre Schade um das Mädchen, das eines braven Mannes Hausfrau werden könnte, wenn sie in die Klauen der Mönche fiele. Ich könnte selbst mir eine hübsche Hausfrau wünschen — — — obgleich ich noch nicht daran gedacht habe, mich zu verändern — — — Aber es ist ja wohl nicht die Schönheit, die am besten Ordnung im Hause hält, und es ist ein wahres Wort, daß die schmucken Weibsbilder oft die Haushaltungssorgen unter die Knie binden, um nicht Runzeln im Gesichte zu bekommen. — Aber schön ist sie!"

— „Es ist ein finsteres Loch, dieser Kanal," fuhr er fort und sah sich um in dem dunklen Gewölbe, wo er kaum die nächsten Gegenstände unterscheiden konnte. „Die schwarzgrauen Steine hängen übers Boot hin und auf beiden Seiten steht die Dunkelheit wie eine kohlschwarze, undurchdringliche Mauer."

Ole Skaaning ließ das Auge langsam auf Anna niedergleiten und fuhr auf, als er dem Auge Annas begegnete, die ihn starr und verwundert ansah. Sie war aus ihrer Ohnmacht erwacht und nicht im Stande, ihre Gedanken zum klaren Bewußtsein zu sammeln, richtete sie ihren Blick wie bezaubert auf den ersten Gegenstand, dem er begegnete. Während ihrer langen Bewußtlosigkeit hatten freundliche und lächelnde Gebilde sie umschwebt, sie schien sich mit Klaus Daa und Dyveke zu lustwandeln in einer anmuthigen Gegend unter einem milden Himmel und bei ihrem Erwachen befand sie sich in einer nassen und kalten Luft, in tiefem Dunkel, einem Manne gegenüber, dessen Gesicht ihr Schauder einflößte, je länger sie ihn betrachtete, und doch war sie nicht fähig, ihre Augen von ihm abzuwenden. Aber

allmählig kehrte das Bewußtsein zurück und ihre eigene späte Wanderung und gewaltsame Entführung, Alles, was dieser schicksalschwangere Abend mit sich geführt hatte, ward ihr auf ein Mal deutlich. Und als Ole Skaaning, dessen ursprüngliche Wildheit plötzlich zurückkehrte, in die Höhe fuhr und den Dolch zog, ward ihr Schreck nur um ein Weniges größer, denn er hatte sie schon so überwältigt, daß er ihr die Sprache benahm.

— „Sie hat mich gesehen und wird mich wieder kennen," murmelte er. „Das kann mir den Hals kosten, so wahr ich hier stehe, wenn der König sich in die Sache mischt. Jeder ist sich selbst der Nächste und der ist nicht gescheidt, der einen Zeugen seines Verbrechens am Leben läßt. Ein Stich von dem hier macht die Sache klar und das Wasser ist tief genug, sie zu verbergen. Ein todter Hund bellt nicht und Niemand wird durch einen stummen Zeugen verrathen. Der Mönch muß schon schweigen, wenn er sich selbst nicht verderben will." .

Anna hatte die Augen geschlossen, als Ole Skaaning plötzlich aufsprang und das Boot unter ihr gewaltig schaukelte; jetzt öffnete sie sie wieder und sah ihn vor sich stehen mit dem Dolch in der Hand. Sie glaubte, ihre letzte Stunde sei gekommen, und faltete die Hände, indem sie ihn starr mit einem bittenden Blicke betrachtete. Und Ole Skaaning ließ den Dolch sinken.

— „Was ist mir, daß ich kein Ende machen kann? Besser, sie ist todt, als daß ich in Furcht und Angst lebe—— Nein, ich kann nicht, wenn sie mich ansieht — — — Was gafft Ihr mich an? Kehrt den Kopf seitwärts, zum Teufel!

Ihr habt mich gesehen und könnt gegen mich zeugen, deswegen müßt Ihr sterben, da hilft kein Reden."

Anna hatte erst neulich sich den Tod gewünscht, als sie bei Dyveke in lichten und lächelnden Umgebungen saß, aber als er nun vor ihr stand in aller seiner Furchtbarkeit, als sie ihren letzten Seufzer in Finsterniß und Einsamkeit ausathmen sollte, fern von Allem, was ihr theuer war, da machte die Liebe zum Leben sich in aller ihrer Stärke geltend und es war eine Innigkeit in ihrem Blick und in ihrer Stimme, die den Verhärteten bewegte, indem sie ausrief: „O, verschont mich! Tödtet mich nicht! Was habe ich Euch gethan? Ich will nichts aussagen! Ich weiß ja nichts! Verschont mich nur und ich will nichts verrathen!"

Ole Skaaning steckte das Messer wieder in die Scheide und kratzte sich hinter dem Ohre. „Es ist dumm," sagte er, „und ich verdiente für meine Dummheit aufgeknüpft zu werden, aber dem Mädchen kann ich den Garaus nicht machen — — — Und lasse ich sie am Leben, wird sie mich vielleicht an den Galgen bringen, denn ich bin weder Ritter noch Mönch und mein Hals wird bald verwirkt sein. Aber ich kann ihr nichts thun — — — Was wollte ich auf die Galeere mit dem verdammten Mönch! — — — Schwört mir bei Jesu Wunden und Eurer Seelen Seligkeit, ohne Betrug und Vorbehalt, daß Ihr es durchaus abläugnen wollt, mich gesehen zu haben, und wenn Euch der König selbst darum befragt. Schwört mir das!"

Anna wiederholte den Eid mit gefalteten Händen.

— „Was hilft es? Eid und Ei sind bald gebrochen," sagte Ole Skaaning. „Kinder spielen mit Nüssen und Alte

mit Eiden. Ich weiß nicht, ob ich Euch trauen darf, obgleich Ihr ehrlich aussieht. — Aber soll ich nicht in Versuchung gerathen, Euch ein Leid anzuthun, so ist es am besten, daß Ihr zuseht, wie Ihr bald fortkommt. Denn der Teufel ist mächtig und das Leben lieb; man giebt es nicht willig fort, um einen Andern zu schonen. — Der Mönch bleibt lange aus — — — Soll es gut gehen, so muß sie bald ins Haus, denn sonst bereue ich, was ich gethan habe — — — Die Thür muß doch aufgehen, zum Teufel!"

Ungeduldig stand Ole Skaaning auf und griff die Krampe der Thür mit einer solchen Gewalt an, daß sie endlich wich und das Boot beinahe umgeschlagen wäre. Anna stieß einen kleinen Schrei aus und hielt sich fest am Borde. Oles Hand faßte unwillkürlich wieder nach dem Dolche, aber er ließ ihn stecken und sagte: „Kommt, beeilt Euch, die Luft hier unten taugt nicht für gute Vorsätze. Bleibt Ihr länger hier, so stehe ich Euch für nichts trotz Eures Schwures — — —"

Er ergriff Annas Hand mit Heftigkeit und zog sie mit sich hinauf. Nachdem sie so die wenigen Stufen auf der schmalen Wendeltreppe erstiegen hatte, öffnete er die Thür zu Elsbeth Bagers Stube mit derselben Gewaltsamkeit und stieß sie hinein.

Dann zog er die Thür wieder nach sich und setzte sich außerhalb auf die Thürschwelle, indem er sagte: „Dies Mal war ich vielleicht dümmer als eine Gans — — — aber ich bekämpfte doch die Versuchung und es ist kein Schade, einmal eine gute Handlung zu begehen — — Mag der Mönch nun kommen und handeln, wie er will, das geht

mich nichts an, aber ich will keinen Theil haben an irgend einer Unthat gegen ein Mädchen mit solchen Augen, die so fromm aussehen wie die irgend einer Heiligen auf einer Altartafel und wohl noch mehr.

Als Ole auf seine rauhe und doch wohlgemeinte Weise Anna in Elsbeth Bagers Stube hineinstieß, glaubte er sie seiner Base in Obhut gegeben und ihr Sicherheit verschafft zu haben. Anna hatte die Thür und Treppe wieder erkannt, welche sie einst mit Dyveke betrat, sie sah mit Schauder, daß sie bei der Wahrsagerin war. Aber bei dem Schein einer Lampe, die auf dem ärmlichen Tische dicht bei der Thür stand, sah sie auch gleich, daß das Gemach seit der Zeit seine Bestimmung gewechselt haben müsse, denn nichts von den vielerlei Zurüstungen zur Wahrsagerei und Beschwörung, welche sie damals so sehr erschreckt hatten, war zu erblicken. Und doch erschrak sie beinahe noch mehr, als da sie zum ersten Male diese Stätte betrat. Denn von dem elenden Bette, das in einem Winkel der Stube stand, erhob sich plötzlich eine Gestalt, die nicht Elsbeth Bagers war, und sprang ihr rasch entgegen, um zu untersuchen, wer der ungebetene Gast war, der sich auf so gewaltsame Weise zur Nachtzeit hier eindrängte. Und als sie sich überzeugt hatte, daß der Eintretende ein Mädchen war, schlug sie ein lautes Gelächter auf und sagte: „Me Hercule! Niemand könnte mir gelegener kommen, um mir diese langweilige Nacht zu vertreiben."

Der Inhaber des Gemaches war halb geistlich, halb weltlich gekleidet wie die Kanonici und in der That auch kein Anderer als der Kanonikus Henning Grib, der den

Abend bei einem lustigen Gelage mit andern jungen Edelleuten zugebracht, aber bei seiner Rückkunft nach Hause die Klosterpforte verschlossen gefunden hatte und nicht hinein konnte, weil der Bruder Pförtner, der von seinem Ausbleiben nichts wußte, zu fest schlief, um geweckt werden zu können. Um nicht das ganze Kloster auf die Beine zu bringen, mußte er sein Nachtlager anderswo suchen. Er erinnerte sich in dieser Verlegenheit der allzeit dienstfertigen Elsbeth Bagers, pochte sie heraus und sie war auch gleich willig, ihm ihr Lager einzuräumen, während sie bei der alten Frau, die die Stube nach der Straße zu bewohnte, ein Unterkommen suchte. Der Kanonikus hatte sich ohne langes Bedenken auf das garstige Bett geworfen und war mit schweren Augenliedern beinahe eingeschlafen, als ihn der heftige Stoß an der Thür von außen und Annas plötzliche Erscheinung weckte. Er sprang auf, um sich gegen diesen vermeintlichen Überfall zu wehren; als er aber beim Scheine der Lampe sah, daß es ein weibliches Wesen, und bei näherer Betrachtung, daß es die reizende Anna sei, so war er höchlich erfreut und konnte nicht müde werden, ihr durch die schönsten Redensarten diese seine angenehme Überraschung zu bezeugen.

Da die bestürzte Anna hierzu schwieg, glaubte er weiter gehen zu können und mit immer wachsender Leidenschaftlichkeit, die durch ihre Schönheit und durch Zeit und Ort noch vermehrt wurde, strömten die Worte von seinen Lippen und mit flammenden Augen und lallender Stimme suchte er sie zu überreden, daß er eine aufrichtige Liebe zu ihr hege, daß sie Bedingungen nach Belieben machen solle, daß er

jede ihrer noch so übertriebenen Forderungen erfüllen werde und daß ihr Leben, wenn sie ihn erhöre, eine ununterbrochene Kette von Glück und Freude sein solle.

Als jedoch der Kanonikus erkannte, daß die Hartnäckigkeit und der Abscheu, womit sie schon früher seine Zärtlichkeit abgewiesen hatte, unvermindert waren, änderte er mit einem Male den Ton und ging von Bitten und Betheuerungen zu Drohungen und Gewalt über, und da er sie in diesem abseits gelegenen Hause und um diese Zeit ganz in seiner Gewalt zu haben glaubte, umfaßte er sie, drückte sie an sich und wollte sich die ihm mit Abscheu versagten Küsse mit Gewalt rauben.

Ole Skaaning, der noch draußen an der Thür saß, hörte das Geräusch und Getöse und da er eine andere Stimme zu vernehmen glaubte als die seiner Base, legte er das Ohr an die dicke, eisenbeschlagene Thür und horchte.

— „Das ist der Mönch!“ sagte er. „Endlich hat er sich eingefunden. Aber was ist das für ein Geschwirre? — — Sie schreit — — — Es geht da nicht mit rechten Dingen zu. In meiner Base Haus soll ihr keine Übelthat geschehen, so lange ich freie Hand habe, und Bruder Martin mag sich vor meiner Faust in Acht nehmen — — — Seltsam, daß ich ihr jetzt zu Hülfe kommen soll, der ich noch eben den Dolch gegen sie aufhob. Aber das Sprichwort sagt ja: Hülfe ist allzeit gut, sie komme, woher sie wolle, und: Die Hand hilft besser als der Mund — — — Plagt der Satan den Mönch? — — — Nein, ich müßte nicht Ole Skaaning sein, wenn ich Jemanden in meiner Nähe so schreien ließe,

ohne mich drein zu mischen, und am wenigsten das Mädchen — mit den Augen ——— das ist zu arg. Hüte nun Deine Glatze, Bruder Martin, denn ein zorniger Mann ist wie ungelöschter Kalk. Ich habe ihr nicht das Leben geschenkt, damit Du sie martern sollst.“

Ole Skaaning erhob sich und stieß die Thür auf. Der Kanonikus ließ Anna los, welche, ohne sich zu bedenken, zu dem ihre Zuflucht nahm, der sie kurz vorher mit dem Dolche bedroht hatte. Er hatte sie doch nur ermorden wollen. Und da sie seinen Arm ergriff, um seinen Schutz anzurufen, schmeichelte ihm dies Vertrauen und er hob den Kopf empor und sah den Edelmann stolz an, der vor diesem so unerwarteten, wie vom Himmel gefallenen Beschützer der Unschuld zurückgetreten war. Als Ole Skaaning sah, daß er es mit einem Anderen als mit Bruder Martin zu thun habe, zog er langsam seinen Dolch und indem er mit der Linken Annas Arm ergriff und sie zurückzog, streckte er die Rechte gegen den Kanonikus aus mit den Worten: „Bei allen Teufeln, was geht hier vor? Ei, ei, mein feiner Herr! Begegnen wir uns hier bei nächtlicher Zeit? Ich habe nicht gewußt, daß meine Base Räuber und Mörder beherbergt.“

Der Kanonikus biß sich in die Lippe und sein Blick wandte sich wild von Anna gegen Ole Skaaning. Seine Hand suchte nach dem Dolch umher, aber er hatte ihn unvorsichtig abgelegt auf den Tisch neben die Lampe.

— „Was wollt Ihr mir geben, wenn ich Euch Euer Messer reiche?“ sagte Ole Skaaning spottend, indem er seinen Dolch in die Scheide steckte. „Aber damit sollt Ihr

Niemandem mehr Schaden thun," fuhr er fort, „wiewohl er von gutem Stahl zu sein scheint."

Und damit ergriff er den Dolch des Kanonikus und stieß ihn mit aller Gewalt in die Thür, so daß er abbrach. Das kostbare Heft warf er verächtlich dem Henning Grib vor die Füße und sagte: „Gewalt und Drang hat keinen Gang und dauert nicht lang. Da habt Ihr Eure Edelsteine, Ihr edler Herr, der Ihr Euch nicht schämt, Gewalt zu gebrauchen gegen ein schwaches Mädchen, während Ihr eine Memme seid gegen Männer. Achtete ich Euch nicht zu gering, so sollten Eure Bischofskleider Euch eine schlechte Wehr sein und ich würde Euch mit meiner Faust so flach schlagen, als wäret Ihr auf der Mühle gemahlen."

— „Ihr seid ein unverschämter, großmäuliger Schurke," brach Henning Grib erbittert aus. „Treffe ich Euch wieder, werde ich Euch so 'zeichnen, daß Ihr mich nicht vergessen sollt; ich werde Euch schon erkennen."

Er hatte sich der Thür zu dem langen Gange genähert, welcher die Stube von der Bude nach der Gasse zu trennte. Aber Ole Skaaning faßte ihn beim Arm und rief: „Wo wollt Ihr hin?" — Und als der Kanonikus sich zur Wehr setzen wollte, schleppte er ihn von der Thür fort und warf ihn auf den Rücken, so daß er auf Elsbeth Bagers Bett hinfiel. Das gebrechliche Lager konnte diese Wucht nicht aushalten und krachend stürzte es zusammen unter dem erbitterten Kanonikus.

Ole Skaaning schlug ein lautes Gelächter auf und sagte: „Das kleidet Euch besser, die Beine in die Höhe zu strecken. Man muß Euch von hinten sehen, denn die

Hacken scheinen das Beste am ganzen Kerl zu sein. Ihr habt ein Löwenmaul, aber ein Hasenherz. Wie man sich bettet, so liegt man. Bleibt immer in den Gänsefedern, das schickt sich für Euch am besten. Und dankt es Euren Heiligen, wenn Ihr überhaupt dergleichen habt, daß ich Euch nicht nach Verdienst behandle, denn ein grindiger Kopf, wißt Ihr wohl, bedarf einer scharfen Lauge. Kommt diesem Mädchen nicht zu nahe, das rathe ich Euch, wenn Ihr Euer Leben lieb habt, denn das nächste Mal lasse ich Euch so nicht davon, so wahr ich ein Mann bin, der sein Wort hält."

Anna hatte sich in eine Ecke bei der Thür gedrückt, sie zitterte an allen Gliedern vor Schreck und es fehlte nicht viel, so wäre sie wieder ohnmächtig geworden. Aber als Ole Skaaning sich nach ihr umwandte und die Hand ausstreckte mit den Worten: „Kommt, Jungfrau, Ihr sollt hier so frei hinausgehen, wie ich Euch zwangsweise hereingebracht habe, und wenn alle Bischöfe mich darum in Ketten und Bande schlügen," — ergriff sie dankbar seine harte, braune Hand und drückte sie an ihre Lippen.

— „Na, na! Das laßt bleiben!" sagte Ole bewegt. „Was ich gethan habe, hätte Jeder gethan, ausgenommen ein Mönch und Türke."

— „Kommt!" fuhr er fort. „Bliebe ich länger hier, so könnte ich es nicht lassen, dem da einen Denkzettel zu geben, daß alle Welt sehen sollte, er sei in Mannshänden gewesen, trotz dem, daß er ein Junker ist und der Kirche angehört. Kommt, Ihr habt lange genug die Luft getheilt mit dem Kerl, der da liegt."

Und verächtlich stieß er ihn mit dem Fuße, wandte sich um und stieg, ohne ein Wort zu wechseln, mit Anna die Wendeltreppe hinab. Und kaum hatte sie ihren Sitz im Boote eingenommen, als sie beinahe umsank und in ein heftiges Weinen ausbrach. Ole Skaanings Gesicht verzog sich, er war bewegt; er hatte in dieser Nacht Gefühle in seiner Brust verspürt, von denen er nie etwas gewußt hatte. Er wollte ihr etwas Tröstliches sagen, aber theils versagte ihm die Stimme, theils wußte er auch nicht recht, was er ihr sagen sollte. Da ergriff er die Ruder heftig und führte sie mit Kraft. Das Boot stieß ab und Ole wollte eben sich anschicken, durch den Kanal zu rudern, als die Thür aufgerissen ward. Henning Grib stand auf der Schwelle mit einer Keule in der Hand. Er hatte den morschen Tisch zerbrochen und sich eine Waffe daraus gebildet. Hinter ihm stand Bruder Martin mit der Lampe, die er hoch empor hielt, um damit über den dunklen Kanal zu leuchten. Elsbeth Bagers Kopf guckte neugierig neben dem Mönche hervor. Sie wußte von Allem nichts, als sie aber von Überfall sprechen hörte, hatte sie sich auch bewaffnet; sie hielt ein Messer in der Hand.

Ole Skaaning ließ die Ruder ruhen und sah sich die Gruppe an. Seine ernsten Züge gingen in ein Grinsen über, als er sie in dieser drohenden und doch so kraftlosen Stellung sah, und sein gluckſendes Gelächter wiederhallte in dem unterirdischen Gewölbe.

— „Ole Skaaning! Seid Ihr toll? Wo wollt Ihr hin?“ rief der Mönch.

— „Ole Skaaning ist mein Name, das will ich einräumen,“ antwortete er, „wiewohl Ihr bessere Kameradschaft

gezeigt hättet, ihn zu verschweigen, als ihn laut auszurufen hier in diesem Höllentrichter. Aber Mönche halten mit Niemandem Kameradschaft, es müßte denn mit dem Teufel sein. Wo ich hin will? Davon brauche ich Euch wohl nicht Rechenschaft abzulegen, Ihr großmäuligen Glatzköpfe! Dies Mal habt Ihr Euch verrechnet, Bruder Martin, das dankt Ihr dem geputzten Mönch da! Wo ich hin will? Kommt mir nach, so könnt Ihr es zu sehen bekommen, denn jetzt sage ich Euch Lebewohl. Ha, ha! das ist eine schöne Gesellschaft: ein junger Hase, ein alter Fuchs und eine graue Gans! Aber wie das Wasser, so die Fische, sagte der Teufel, als er Mönche in einer Räuberhöhle fand."

Henning Grib machte eine heftige Bewegung, die Keule nach ihm zu werfen, und hätte er nicht gefürchtet, Anna zu treffen, so würde er versucht haben, dem frechen Spötter, der ihn so gröblich behandelte, den Kopf zu zerschmettern. Er stieß den Mönch an, der die Lampe fallen ließ.

— „Es wäre Sünde," sagte Ole Skaaning, „wenn Ihr Licht verbrenntet, um Eure langen Gesichter und dummen Mienen sehen zu lassen, wiewohl dies Licht nicht gut genug brennt, um Wurst dabei zu essen. Aber die Laterne ist für Mönchsgänge gemacht und daher ist es kein Wunder, daß sie wie ein Diebslicht leuchtet."

Mit diesen Worten warf er dem Mönch die Laterne zu. Sie schlug gegen die Mauer, erlosch und fiel plätschernd ins Wasser. In einem Nu verschwand Alles vor ihren Augen und die dichteste Finsterniß umgab sie. Jeder hütete sich, am Rande dieses tiefen Abgrundes die geringste

Bewegung zu machen; es war, als ob die plötzliche Dunkelheit Alle gelähmt habe.

Ole Skaaning war der erste, der diese beängstigende Stille unterbrach. Ohne ein Wort zu sagen, griff er wieder zu den Rudern, doch nicht mit der Kraft, womit er sonst sein Boot in Bewegung setzte. Erst als er dem Ausgange in den Strom nahe war und ein Dämmerschein die Öffnung des Kanals kenntlich machte, that er wieder längere Züge und das Boot flog rascher über die schwach sich kräuselnden Wellen. Als sie den Strom bei Bremerholm erreichten, hörten sie einen hohlen, polternden Schall durch den unterirdischen Kanal von Elsbeth Bagers Thür her, an welche Henning mit größerer Kraft schlug, als es der Klugheit gemäß ist, wenn man auf verbotenen Wegen geht.

Die Sterne standen noch am Himmel, als Ole Skaaning zu seinem Boote zurückkehrte, nachdem er Anna bis zu ihres Pflegevaters Hause begleitet hatte.

— „Nun bleibe ich im Boote liegen, bis es Tag wird, und thue, als wäre ich auf Fischerei gewesen,“ sagte er und zufrieden mit sich selbst legte er im Boote sich nieder und schlief bald ein.

Aber Anna schloß die ganze Nacht kein Auge und ihr Kopfkissen ward von ihren Thränen durchnäßt.

Der Tanz auf dem Schlosse.

Als Dyveke starb, war der König gerade abwesend auf einer Reise in Seeland, um den Landtag zu halten. Einige Tage nach ihrem Tode kam er zurück. Der würdige, alte Bischof Ove Bilde unterrichtete ihn davon auf die schonendste Weise, denn kein Anderer, selbst Sigbrit nicht wagte es, dem heftigen Manne die erste Nachricht mitzutheilen. Aber Keiner verstand es auch so gut wie er, sich dieses schwierigen Auftrags zu entledigen und des Königs Schmerz zu ehren; denn weit entfernt, davon Veranlassung zu einer Strafpredigt zu nehmen, sprach er vielmehr zu dem Betrübten mit Milde und gewährte ihm allen Trost, der dem wahren Diener der Religion immer zu Gebote steht. Der alte Bischof suchte den Argwohn des Königs von dem Schloßhauptmann, als ob er der Urheber des Mordes sei, abzulenken, weil er diesem eine so entsetzliche That nicht zutrauen konnte. Der Glaube war freilich allgemein, daß Dyveke nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern vergiftet sei und zwar von den ihr durch den Schloßhauptmann zuge=

schickten Kirschen, da Diderik Slaghoek, der ein tüchtiger Chemiker war, in dem Affen, der von denselben Kirschen hatte zwangsweise fressen müssen, Spuren eines starken und augenblicklich tödtenden, mineralischen Gifts gefunden hatte.

Des Königs Schmerz war groß, aber seine Erbitterung und sein Rachedurst vielleicht noch größer.

Als der Bischof ihn verlassen hatte, begab er sich sogleich zu Sigbrit. Niemand wußte, was sie zusammen gesprochen hatten, aber da er sie verließ nach einem langen und heftigen Zwiegespräch, war seine Miene düster und furchtbar und Madame Sigbrits Augen roth und von Weinen geschwollen zur großen Verwunderung ihrer Dienstleute, die ihren eigenen Augen kaum trauen wollten.

Dyvekes Leiche ward einige Tage darauf still nach Helsingör gebracht und im dortigen Sankt Annajungfrauenkloster begraben. Von ihrem plötzlichen Tode gingen die verschiedenartigsten Gerüchte von Mund zu Mund.

Einige sagten, ohne Zweifel habe sie der Reichsrath aus dem Wege räumen lassen aus Verdruß über des Königs Umgang mit ihr und die Vernachlässigung der Königin. Denn man glaubte von einem Plan zu wissen, daß sie von dem König entfernt werden solle, aber freilich ganz obenhin, und man zweifelte, ob Jemand den Muth gehabt haben würde, sich an die Spitze eines solchen Unternehmens zu stellen.

Andere meinten, Dyveke sei dem Reichsrathe gleichgültig gewesen, eher würde er, wenn er sein Gewissen mit solchem Verbrechen habe belasten wollen, Madame Sigbrit,

die ihm weit mehr ein Dorn im Auge sein mußte, vergiftet haben.

Noch Andere sagten, des Schloßhauptmanns Verwandte und Freunde könnten wohl an dem Morde Theil haben, damit Torben Oxe nicht etwa sich selbst und seinem ganzen Geschlecht zur Schande diese verächtliche Dirne heirathe, wovon man auch bei Hofe gesprochen habe, wiewohl Manche zweifelten, daß, im Fall der Schloßhauptmann wirklich eine solche Absicht hegte, der König seine Einwilligung dazu geben werde. Hätte das Gerücht Grund, so müsse vor allen Andern wohl Knud Güldenstern als des Schloßhauptmanns Verwandter und vertrautester Freund darum wissen.

Was des Königs Meinung war, erfuhr Niemand, etwa mit einziger Ausnahme von Madame Sigbrit. Der alte Ritter Stud behauptete freilich, er wisse ganz bestimmt, der König habe Sigbrit mit harten Worten beschuldigt, daß sie ihrer Tochter gestattet, sich freundlich gegen Torben Oxe zu stellen, denn Sigbrit sei der Meinung gewesen, Torben wolle ihre Tochter heirathen und der König werde dazu behülflich sein. Aber wenn man gleich wußte, daß Ritter Stud durch die Dienstboten, bei denen er durch seine Herablassung wohl angeschrieben war, manches Geheimniß erforschte, so trauete man diesem seinem Bericht doch wenig und der Schloßhauptmann war, als er davon hörte, einer der ersten, der darüber lachte wie über ein leeres Hirngespinnst, dem kein vernünftiger Mensch Glauben schenken werde. Ritter Stud nahm dies sehr übel und betheuerte nun, der Schloßhauptmann

habe bei der Nachricht von Dyvekes Tod eine große Unruhe gezeigt, sei Tags darauf lange bei Madame Sigbrit gewesen, Sigbrit habe ihn zu Dyvekes Leiche geführt, Torben Oxe habe sich nach seiner Zurückkunft zu Hause eingeschlossen und Niemanden sehen wollen, nicht einmal den Ritter Stud, als dieser gekommen sei, um ihn zu besuchen.

Wie verschieden man aber auch über Dyvekes Tod sprach, darin waren Alle einig, daß sie manches Gute gestiftet und ihr Verhältniß zu Niemandes Schaden benutzt habe, und so versöhnte ihr klägliches Ende selbst diejenigen, welche sie, so lange sie lebte, gehaßt und verachtet hatten.

Die Hoffnung, welche vielleicht Viele vom Adel und von der Geistlichkeit gehegt hatten, daß Madame Sigbrits Einfluß bei dem König mit dem Tode Dyvekes aufhören werde, ward getäuscht, denn er nahm vielmehr fortwährend zu. Der König besuchte seine Rathgeberin täglich und arbeitete mit ihr in Regierungsangelegenheiten oft sogar in dem Zimmer, welches Dyveke bewohnt hatte. Es war, als ob es ihm zum Trost gereichte, auf der Stätte zu weilen, wo der Gegenstand seiner Jugend- und Manneliebe gelebt und gelitten hatte.

Mittlerweile stieg des Königs Achtung und Zärtlichkeit gegen die Königin mit jedem Tage. Weit entfernt, die am Hofe allgemeine und schlecht verhüllte, obgleich heimliche Freude über Dyvekes Tod zu theilen, hatte Elisabeth Mitgefühl für den Verlust, der den König betroffen, und bedachte wohl, daß sich daran die Erinnerung vieler

dahingeschwundenen, frohen und bitteren Zeiten knüpfen müsse und daß sie noch kein Recht habe, mit ihm über seine Gefühle und Handlungen abzurechnen. Und die große Nachsicht, Sanftheit und Zärtlichkeit, welche sie dem König in diesen trüben Tagen erwies, der Trost, den sie in seine Seele zu flößen verstand, ohne daß die Veranlassung zu seinem Mißmuth auch nur ein einziges Mal berührt wurde, führte ihn seiner Gemahlin immer näher und sicherte ihr allmählig eine Zuneigung, welche er nachher nie kränkte und welche sie auch treufest bis an ihren letzten Athemzug vergalt.

Annas Betrübniß über Dyvekes Tod war so natürlich, daß es Keinem einfiel, ihre häufigen Thränen könnten irgend einen andern Grund haben. Und theils weil sie einsah, daß Klagen nichts helfen würden, theils weil sie es scheute, abermals ein Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit zu werden, verschwieg sie ihre letzten Begebenheiten, seit sie Sigbrits Haus verlassen hatte, und verschloß ihre Angst und ihren Kummer in ihrer eigenen Brust.

Aber sie blieben dessen ungeachtet nicht verschwiegen. Henning Grib, der sich an der, wie er meinte, spröden Anna rächen wollte, hatte einige Worte fallen lassen, Hans Knaps hübsche Tochter sei entführt gewesen und habe eine ganze Nacht an einem Orte zugebracht, von wo ein junges Mädchen anders zurück als hin käme. So ward sie zum Gespräch der jungen Herren, Niemand wußte, wie die Sache recht zusammenhing oder wie das Gerücht entstanden sei, und eben so wenig begriff Hans Knap

selbst, woher er wußte, daß Ole Skaaning an dieser dem Ruf seiner Tochter nachtheiligen Entführung Theil haben sollte. Dies hatte gleichfalls Henning Grib bewirkt und aus Rachsucht gegen den neuen Kerkermeister, von dem er so schmählich behandelt worden war, dessen Namen in Umlauf gebracht, da er wohl einsah, daß Ole Skaaning ihn nicht leicht in diese Sache verwickeln konnte, wenn er es auch wagte, da es nicht so sehr darauf ankam, wie Anna behandelt war, sondern wer sie überfallen und fortgeführt hatte.

Hans Knap sprach mit Madame Sigbrit davon, um ihren Rath zu hören, nachdem er seine Tochter befragt und diese nicht geläugnet hatte, daß sie fortgeschleppt sei, ungeachtet sie sich hartnäckig weigerte, nähere Auskunft darüber zu geben. Sigbrit fühlte, wie unfreundlich sie, um sich gegen ihren ersten Schmerz über Dyvekes Tod abzuhärten, Anna behandelt und daß sie durch die schleunige Entlassung derselben am späten Abend Veranlassung zu deren Mißgeschick gegeben habe. Dazu kam vielleicht, daß sie jede Gelegenheit ergriff, den König von der Schwermuth abzuziehen, die sich seiner seit Dyvekes Tod bemächtigt hatte. Auch war sie wohl eingedenk, daß sie dem Ole Skaaning noch eine Vergeltung schuldig sei für den ihr, wie sie glaubte, mit den Briefschaften des Schloßhauptmanns gespielten Streich.

Sie meldete deswegen dem König alsbald die ihr zugekommene Nachricht. Erbittert über diesen Bruch des Landfriedens gegen eine Person, die von Dyveke gekannt und geschätzt war, und begierig, eine Spur zu entdecken,

die zur Kenntniß des Giftmischers führen könne, beschloß der König, die Untersuchung selbst zu übernehmen und über eine Sache, woran, wie er glaubte, Mehrere Antheil haben müßten, nicht eher Aufsehen zu machen, als bis er etwas habe, woran er sich halten könne, damit der Schuldige nicht Zeit zur Flucht gewinne. Er ließ deshalb Ole Skaaning holen und befragte ihn, erst mit Milde, dann mit Strenge, aber dieser läugnete auf das Entschiedenste jede Mitwissenschaft ab sowohl an dieser Sache wie an Dyvekes Tod. Darauf mußte Anna sich bei Madame Sigbrit einfinden und hier verhörte sie der König selbst rücksichtlich des auf sie gemachten Anfalls. Aber ungeachtet Anna nahe daran war, in die Erde zu sinken vor Scham und Schrecken, als sie dem König gegenüber stand, konnte sie doch keine andere Auskunft geben, als daß sie von einem Manne angefallen worden sei und daß er ihr ein Tuch übergeworfen und sie weggeschleppt habe, ohne ihr jedoch ein Leid zuzufügen, und daß er sie aus Mitleid mit ihren Thränen und Bitten nachher freigelassen, sich aber vorher einen heiligen Eid von ihr habe schwören lassen, ihn nicht zu verrathen, was sie aber auch ohne Eid nicht thun könne, da sie ihn nie zuvor gesehen und in der dunkeln Nacht auch nichts Besonderes bemerkt habe, woran sie ihn, wenn sie ihm begegnete, wiedererkennen könnte.

Sigbrit setzte ihr hart zu, um ihr genauere Nachrichten abzunöthigen, aber der König wollte eine von Dyveke gerühmte Person nicht so streng behandelt wissen. — „Die Heiligen mögen Euer Gnaden segnen für

diese Worte," sagte die weinende Anna, indem sie sich ermuthigte. „Euer Gnaden ist ein christlicher König und Ihr wollt nicht eine Seele den bösen Geistern in Gewalt geben wegen eines gebrochenen Eides, während ich doch nichts gestehen kann — — — Gnädigster Herr und König, und wenn Ihr mich martern und foltern ließet, so könnte ich doch nichts Anderes sagen, als was ich gesagt habe— — — und sollte es mein Tod werden, so will ich mit gutem Gewissen meinen Geist aufgeben, denn was ich geschworen habe, das habe ich geschworen bei Jesu Wunden und meiner Seelen Seligkeit. — — —"

— „Kümmre Dich darum nicht!" brach Sigbrit aus, „es giebt wohl für Schlimmeres Vergebung. Wir wollen Dir schon die Zunge lösen, denn halbes Geständniß hat weder Kopf noch Schwanz."

— „Nein," sagte der König, gerührt von Annas Schönheit und nicht ohne ein Gefühl von Bewunderung einer solchen Charakterstärke bei einem so schwachen Geschöpfe, „nein, wir wollen sie nicht zwingen. Es wäre besser, sie hätte keinen Eid geschworen, das ist wohl wahr— — — aber Niemand soll von König Christiern mit Recht sagen, daß er eine unschuldige Seele ins Verderben gebracht hätte."

Diese ungewöhnliche Milde behagte Sigbrit nicht. Vielleicht witterte sie darin eine aufsprießende Neigung des Königs für Dyvekes Freundin, die ihr selbst einmal gefährlich werden konnte, vielleicht wollte sie auch nur alle Mittel anwenden, um zum Ziele zu kommen. Sie stand auf, verließ das Zimmer, kam aber gleich mit Ole Skaaning

zurück, um diesen in Gegenwart des Königs Anna gegenüber zu stellen.

Sowohl Sigbrits wie des Königs Aufmerksamkeit war jetzt auf den Eindruck hingerichtet, den Annas Anblick auf den Eintretenden machen würde. Sie sahen deswegen nicht, wie blaß Anna bei dieser Zusammenstellung wurde. Aber sie faßte sich rasch und mit einem frommen Blick zum Himmel, von welchem sie sich Stärkung erbat in dieser Stunde der Prüfung, faltete sie die Hände und sah unverwandt zu Boden.

Als Ole Skaaning einen raschen Blick auf Anna und von ihr auf den König und auf Madame Sigbrit geworfen hatte, um sein Schicksal in ihren Mienen zu lesen, blickte er steif und starr nach dem Fenster, als ob er gleichgültig sei gegen Alles, was ihm widerfahren könne. Und man konnte nicht leicht ein dunkleres, trotzigeres und entschiedeneres Gesicht als Ole Skaanings in diesen verhängnißvollen Augenblicken sehen.

Sigbrit übernahm wieder das Verhör. Sie fragte ihn mit aller Schlauheit kreuz und quer, aber Ole Skaaning fuhr fort, hartnäckig zu läugnen, und selbst, als sie sich erlaubte zu sagen, Anna habe schon bekannt und ihn angeklagt, veränderte er seine Aussage nicht. Er warf einen verächtlichen Blick auf Anna, welche bestürzt ihre Hände an die Brust drückte, und sagte dann: „Soll ein unschuldiger Mann auf i h r Zeugniß untergehen? Es ist nicht zu verwundern, daß es wenig Gerechtigkeit giebt, wenn solche Augen so gröblich lügen können.“

In Annas Stillschweigen wollte Sigbrit eine Bekräftigung ihrer dreisten Behauptung erblicken; sie glaubte ihr Schrecken eingeflößt zu haben und ihr nun leicht das Geständniß abzunöthigen, daß sie den Ole Skaaning wieder erkannt habe.

—„Du sagtest kurz vorher Sr. Gnaden und mir, daß es Ole Skaaning gewesen sei, der Dich jene Nacht überfallen habe. Das hast Du gesagt.“

Sigbrit sah sie steif an mit dem grauen, stechenden Schlangenblick, dem selten Jemand widerstehen konnte. Der König runzelte die Stirn und sah nieder; er wollte seiner Rathgeberin nicht geradezu entgegen sein, aber es mißfiel ihm, daß sie auf diese Weise so offenbar in seiner Gegenwart sich einer Unwahrheit bediente, um Anna zum Bruch ihres Eidschwurs zu bringen. Ole Skaaning wandte sein Gesicht nach Anna, seine Hände ballten sich und seine grimmigen Augen schossen dunkle Blitze durch die dicken, buschigen Brauen, die die Augen fast ganz verhüllten.

Anna legte die Hände über der Brust zusammen wie eine bußfertige Sünderin. Sie schwieg einige Augenblicke, als ob sie alle ihre Kraft sammeln wollte, und sagte dann mit leiser und bebender Stimme, ohne vom Boden aufzusehen: „Nein, bei Gottes Mutter, das habe ich nicht gesagt — — — und ich habe Keinen angeklagt, so wahr mir Gott helfe! — — — Ich sagte, daß ich bei Jesu Wunden und bei meiner Seelen Seligkeit geschworen habe, nichts wider den auszusagen, der mich überfiel und mich wieder freiließ. Ich bin bereit, mein Schicksal zu leiden — — —

aber ich will meinen Eid halten. Und gegen diesen Mann habe ich nicht zu klagen."

Der König erhob den Kopf mit raschem Wurf und betrachtete Anna mit beifälligem Nicken. Sigbrit biß sich in die Lippe. Ole Skaaning verfärbte sich, der feindselige Ausdruck des Hasses verschwand aus seinem Gesicht und jede Miene gab die Bewunderung einer Stärke und einer Festigkeit bei einem jungen Mädchen zu erkennen, die er kaum einem Manne zugetraut hatte.

Der König stand auf, brach die Untersuchung ab und ließ Ole Skaaning abtreten. Nach einem kurzen Gespräch mit Sigbrit über andere Angelegenheiten entfernte er sich.

Anna blieb bei Sigbrit zurück, welche sie nicht gehen ließ, ohne sie mit Vorwürfen über ihre Einfalt und Undankbarkeit überschüttet zu haben: einfältig wäre sie nicht gewesen, wenn sie einen alten Fuchs gefangen hätte, und undankbar nicht, wenn sie bedacht, was sie Sigbrit schuldig wäre, die sie immer beschützt haben würde, dagegen sie nun nur Schlimmes zu erwarten hätte, wenn es mit Jenem aus wäre.

Aber als Ole Skaaning Madame Sigbrits Wohnung verließ, blinzelte er mit den Augen und es war ihm zu Muthe wie einem Kinde nach einer langen und gefährlichen Krankheit.

Der Herbst war gekommen mit seinen kalten und nassen Wolken, seiner matten Sonne und seinen blätterlosen Bäumen, denn es war dies Jahr ungewöhnlich unfreundlich. Stürme wirbelten das welke Laub hoch empor und hielten dem Menschen das Bild der Vergänglichkeit dicht vor Augen

und die langen, dunklen Abende erinnerten an die lange, schwarze Nacht des Todes.

An einem solchen Abend am Schlusse des Oktober leuchteten unzählige Kerzen aus dem großen Tanzsaal auf dem kopenhagner Schloß und verwandelten die Nacht in helles Tageslicht. Hier und da standen Fenster offen und Geigen, Flöten und Trompeten erschollen weithin über die Stadt und verkündeten den Bürgern den Ball auf dem Schlosse.

Der große Tanzsaal im östlichen, von König Hans erbauten Flügel nahm das ganze oberste Stockwerk über der Wohnung des Königs ein. Er hatte sechs und achtzig Schritte in der Länge und vierzig in der Breite. Hier waren alle Gäste versammelt, denn wegen seiner Lage stand er nicht in Verbindung mit den anderen Schloßgemächern und die Gesellschaft konnte sich deswegen nicht in mehreren Räumen ausbreiten. An dem einen Ende des langen Saales war ein großer, steinerner Kamin, worin einige gespaltene Holzstämme mit lustigem Feuer brannten, mehr um den Saal zu erleuchten und um einen freundlichen Anblick zu gewähren als der Wärme wegen, welche meistens zu dem großen Schornstein hinausging und sich nutzlos in Rauch auflöste. Das andere Ende nahm zum größten Theil ein breiter Balcon ein, der von schweren, glatt polirten, hölzernen Pfeilern getragen wurde. Hier standen die Musikanten mit ihren Geigen, Flöten, Cymbeln, Trompeten und Kesseltrommeln. Unter dem sogenannten Musikantenstuhl war eine große Schenke angebracht, besetzt mit Kannen und Bechern, welcher die Gäste fleißig zusprachen. Des Königs Kammerherr und der

Küchenmeister, Ritter Niels Lynge, mit ihren Amtsstäben in den Händen, luden die Gäste unablässig ein, von den aus der Küche von Zeit zu Zeit herbeigebrachten Gerichten zuzulangen, und hielten Ordnung unter der königlichen Dienerschaft. Von der mit Schnitzwerk prangenden Decke hingen schwere Kronleuchter von blankpolirtem Metall mit allerlei Zierrathen und brennenden Kerzen. Auch fehlte es nicht an Kerzen längs den mit Tapeten von köstlichem, spanischem Leder bedeckten Wänden, in welches golden auf blauem Grund von unten bis oben Engel, Vögel und andere Thiere und Laubwerk eingedruckt waren. In der Mitte der langen Wand standen zwei Armsessel für den König und die Königin mit einem Thronhimmel, die Lehne mit niederhängendem Sammt bekleidet. Der Boden war mit getäfelten Marmorfliesen belegt, von welchen die Tritte der Tanzenden mit einem eigenen, flüsternden Laute wiederhallten. Der Fußboden war wohl nicht so eben wie unsere gebohnten, aber die Tänze waren damals bedächtig und langsam, denn man hielt vor vierthalbhundert Jahren beim Tanz auf Anstand und Würde, deren sich unser galoppirendes Jahrhundert überhoben fühlt.

Dies Fest hatte Alles versammelt, was Zutritt bei Hofe hatte, und diese Mischung von Jungen und Alten, Damen und Herren in allerlei prächtigen Trachten nach spanischen, deutschen und burgundischen Moden gewährte einen hübschen Anblick. Unstreitig war Herr Ivar Lunge der prächtigste von allen Herren und die Gattin des reichen Reichsrathes Ole Stiesen die prächtigste von allen Damen, denn ihre Kleider strotzten von Goldbrokat, Damast, Sammt, Hermelin, Perlen und Gold. Schwierig war es dagegen

zu entscheiden, wer den Preis der Schönheit in dieser Versammlung davontrug. Doch waren die Meisten einig darin, daß die junge Königin eine der schönsten sei, ganz davon abgesehen, daß sie Königin war, und nicht minder Birgitte Bryske und Adelgunde Griis, obgleich der Reiz der letzteren mehr in der Anmuth, welche jede ihrer Bewegungen begleitete, als in ihren regelmäßigen Zügen bestand. Daß aber der Schloßhauptmann der schönste unter den Männern und der ritterlichste Kavalier war, darüber gab es nur e i n e Stimme unter den Damen.

Der Tanz, welcher damals in abgemessenem Contretanz von vier bis acht Paaren bestand, nahm die Mitte des Saales ein und ward gleichzeitig von verschiedenen Quadrillen ausgeführt, sofern nicht einzelner Tänzer ungewöhnliche Fertigkeit auf Aller Aufmerksamkeit Anspruch machte, so daß eine solche Quadrille allein in der Mitte getanzt wurde. Es war daher in dem übrigen Raume des Saales längs den Wänden und in den großen Fenstervertiefungen Raum genug für die, welche sich durch Gespräch unterhielten und verschiedene Gruppen bildeten.

Aber keine Gruppe blieb lange zusammen, denn theils glaubte man, dies sei gegen den guten Ton, theils machten die verschiedenen, politischen Parteien Vorsicht nothwendig an einem Ort, wo jedes Wort so leicht belauscht werden konnte, und bei einem Fest, das der Freude und nicht der ernsten Unterhaltung gewidmet war.

Der alte Ritter Stud schien zu allen Parteien zu gehören, wenigstens war er gleich gut bei allen angeschrieben und hatte selbst gleich viel gegen alle, und wenn er von einer

Gruppe zur anderen ging, so geschah es meistens, um im Vorbeigehen eine oder andere boshafte Bemerkung zu machen.

— „Ei, mein würdiger, alter Freund Otto Stiesen! Es freut mich zu sehen, daß Ihr so guten Handel mit Euren Ochsen gemacht habt.“

— „Wie so, Niels Henningson?“

— „Eure Frau verdunkelt ja alle Ritterfrauen heute Abend! Man sollte nicht glauben, daß eine Elle Goldbrokat zehn rheinische Gulden kostet und eine Elle Sammt so viel wie zwei Stallochsen. Ihr müßt gut verkauft haben, um Eurer Hausfrau so prächtige Kleider zu schaffen.“

— „Ihr seht so ernsthaft aus heute Abend, Klaus Daa, als ob Ihr gestern zur Stadt gekommen wäret. Ich erinnere mich noch genau an das erste Mal, wo ich Euch sah, da wart Ihr einer kleinen Unregelmäßigkeit vor dem Thor draußen angeklagt — ich weiß wohl, daß Ihr ganz unschuldig wart. Aber damals saht Ihr ungefähr aus wie heute Abend.“

Klaus Daa antwortete nur mit einem gezwungenen Lächeln, das des alten Ritters Bemerkung widerlegen sollte, und sobald dieser den Rücken gewandt hatte, war sein Gesicht wieder so dunkel und trübsinnig wie vorher.

— „Sören Nordby, Ihr steht hier so ruhig, als ob Ihr es nicht wäret, von dem Madame Sigbrit neulich mit dem König sprach. Ihr wißt, sie hat ein Auge auf Euch. Was sie sagte, hörte ich nicht, aber sie lächelte so freundlich dabei wie eine Katze, wenn sie mit einem Heringskopfe spielt.“

— „Meine edle Frau Bryske,“ sagte der Ritter zu der Tante des Hoffräuleins, „Eure schöne Mündel verdunkelt heute Abend alle Sterne bei Hofe. Sie strahlt wie Venus und hat ihren Trabanten wie jene, sofern ich mich recht auf die Astronomie verstehe, die meine würdige Freundin, Frau Anna Arvidstochter, an mich verschwendet hat in mancher langweiligen Abendstunde.

— „Ich verstehe Euch nicht,“ sagte die alte Dame. „Ihr müßt Euch genauer erklären, aber laßt die Astronomie und Mythologie aus dem Spiele.“

— „Der Schloßhauptmann scheint es nicht zugeben zu wollen, daß Andere mit Jungfrau Birgitte heute Abend tanzen. Als ob Ihr nicht gesehen hättet, daß er nichts als Aufmerksamkeit gegen sie ist und daß er alle anderen Damen schon eifersüchtig gemacht hat! Er scheint seine frühere Liebe ganz vergessen zu haben. Ja, todt ist todt und fort ist fort, es gehört viel dazu, nicht vergessen zu werden. Arme Dyveke! Sie wollte Kirschen essen mit den Großen, aber das bekam ihr schlecht. Hätte sie das Sprichwort gekannt, so würde sie ihr Schicksal vorausgesehen haben. Arme! Sie war ein schönes Weib. Aber was hilft Schönheit? Der Mensch ist veränderlich. Was schön ist, soll auch adlig und tugendhaft sein. Man wird endlich der Schönheit satt wie alles Anderen.“

Und nun entdeckte er plötzlich einen Bekannten, mit dem er nothwendig zu sprechen hatte, und verließ hurtig die alte Dame mit tiefem Bückling und unter beständigem Geklingel seiner Schellenärmel und wäre beinahe auf den König losgerannt, der gerade querüber kam, um mit einer alten Dame

in steifer, schwarzer Tracht und eben so steifen und dunklen Gesichtszügen zu sprechen.

— „Wollt Ihr uns schon verlassen, Mutter?“ sagte der König freundlich. „Es würde mich freuen, wenn Ihr noch lange bei uns bliebt. Es ist noch lange bis Mitternacht.“

— „Gnädigster Herr,“ erwiederte die Angeredete, welche keine Andere als Madame Sigbrit war, „ich danke Euch und Eurer gnädigen Frau für die Aufnahme, die ich in diesem Saal gefunden habe. Aber ich habe morgen viel zu thun und muß die Nacht schlafen. Solche Feste sind nicht für mein Alter — und dies Mal weckt es zu viele bittere Erinnerungen, welche zu den Geigen und Flöten nicht passen.“

— „Und glaubst Du, Mutter Sigbrit, daß Du allein bist mit den bitteren Erinnerungen?“ sagte der König, indem sein Lächeln verschwand, und sein Gesicht drückte tiefen Mißmuth aus, während er die Stimme senkte. „Glaubst Du nicht, daß auch ich mich der glücklichen Zeit erinnere, wo unsere Augen beständig dieselbe in dem Reigen der Tanzenden suchten? — Und glaubst Du, daß ich die Rache vergessen habe? Nein, ehe vergesse der liebe Gott mich!“

— „Gnädigster Herr,“ sagte Sigbrit, „die Rache bringt die Todten nicht ins Leben und schlimm kann leicht schlimmer machen. Man sagt wohl, daß Rachsucht eine weibliche Krankheit sei, und ich sollte wohl nicht die sein, die am mildesten urtheilt. Aber bedenkt, wie viele Freunde habt Ihr und ich in diesem Saal. Sie sind bald gezählt.

Laßt uns die Zahl nicht verringern und die Rache verschließen — bis sie den Rechten treffen kann."

— „Und ich sage Euch, daß sie den Rechten treffen soll," sagte der König flüsternd mit einer Miene, die sich unmöglich beschreiben läßt. „Sie soll den Rechten treffen und die Sonne soll nicht aufgehen, ehe ich ihn habe. Geht heim, Mutter, wenn wir wieder mit einander sprechen, soll Dyveke gerächt werden, so wahr ich König Christiern bin."

Sigbrit heftete ihr graues Auge steif und fragend auf den König, welcher mit dem Kopfe nickte und sich umwandte, als er Schritte und Geräusch klingender Sporen hinter sich hörte.

Es war der Schloßhauptmann, der eine Dame zu einem Sessel führte. Des Königs Gesicht war wieder lächelnd und freundlich, obwohl dies Lächeln nicht geheuer schien.

— „Ei, Torben, Ihr tanzt nicht und seid doch der erste meiner Hofleute? Führt Eure Dame zum Tanz und nicht zum Sitz. An diesem Abend sollen Alle vergnügt sein und Niemand darf müßig stehen am Markte. Seid Ihr nicht zufrieden?"

— „Euer Gnaden Freundlichkeit verbreitet überall Freude," antwortete der Schloßhauptmann mit tiefer Verbeugung. „Und sollte ich nicht der Froheste unter den Frohen sein, da Euer Gnaden mir neulich einen großen Beweis von Eurer Gunst gegeben und mich mit Schloß Lindholm belehnt haben?"

— „Nun wohl," sagte der König, „so seid auch diesen Abend der Froheste unter den Frohen, wie Ihr sagt ———

und ich will Euch wünschen, daß es stets so bleiben möge."

— „Amen, mein gnädigster Herr!" sagte Torben Oxe und bekreuzte sich. „Es ist ein guter Wunsch und aus Eurem Munde besser als aus irgend einem anderen."

Der König wandte sich zu Sigbrit, welche bald ihn, bald den Schloßhauptmann mit ihrem steifen Blick betrachtete, und mit den Worten: „Gute Nacht, Mutter, morgen sprechen wir weiter!" nahm er Abschied von ihr und mischte sich unter die Gäste, die alle froh waren, den König so vergnügt und freundlich zu sehen.

— „Se. Gnaden ist heute Abend in ungewöhnlich guter Laune," sagte Ivar Lunge zu Knud Güldenstern. „Wir können ihm nicht genug trinken und tanzen, denn er nöthigt uns immer zu einem neuen Becher und zu einem neuen Tanz, so daß wir kaum nüchtern davon kommen werden."

— „Der Donner kann auch beim Sonnenschein kommen," sagte Knud Güldenstern mit bedachtsamer Miene, indem er sich vorsichtig umsah. „Mir gefällt des Königs gute Laune nicht. Wenn er mit seinen Vertrauten redet, hat die Pfeife sicher einen anderen Laut, darauf will ich sterben, denn es ist etwas in seinen Augen, was das Raubthier verräth, und er hatte eben eine andere Miene, als er mit dem Äpfelweibe sprach. Wir haben uns in Acht zu nehmen. Denn wenn der Wolf Hirt ist, kostet es den Schafen nicht bloß Wolle, sondern die Haut."

— „Ihr habt ihn immer gut auf dem Korn gehabt," sagte Ivar Lunge lachend.

— „Gewiß nicht besser als er mich. Spricht er heute Abend freundlich mit mir, so verlasse ich morgen die Stadt, denn dann traue ich dem Frieden nicht länger. Seine Freundlichkeit ist Joabs Gruß und Judas Kuß; ich rieche die Lunte und die Flamme ist nicht weit vom Rauche.“

— „Und wo Rauch ist, da ist auch Brand,“ sagte Ritter Stud, der im Vorbeigehen die letzten Worte hörte und sich in das Gespräch mischen wollte.

— „Und Brand und Schellen und eine rothe Nase sind nicht leicht zu verbergen,“ erwiederte der Schloßhauptmann. „Das Erste erfuhrt Ihr jetzt durch Horchen, die Schellen aber und die rothe Nase, die kennt Ihr bereits sehr lange, wenn Ihr nicht taub und blind seid.“

Ivar Lunge lächelte, aber Ritter Stud schien Beides zu sein, denn er ging weiter, ohne sich um des Einen Lächeln noch um des Anderen Worte zu bekümmern.

Birgitte Bryske trat ein wenig vom Tanze ab und näherte sich der Königin, welche mit froher Zufriedenheit ihren Blick auf dem König weilen ließ, der sich mit dem alten Bischof Ove Bilde unterhielt.

— „Tritt nicht zu nahe ans Fenster, Birgitte, Du bist zu erhitzt,“ sagte Elisabeth mit einnehmender Freundlichkeit. „Du siehst so hübsch und glücklich heute Abend aus, es wäre Schade um Deine Schönheit, wenn Du Dich der falschen Nachtluft aussetztest.“

— „Wie kann man anders als glücklich sein an einem so köstlichen Abend!“ antwortete Birgitte mit strahlenden Augen. „O wie freue ich mich!“

— „Auch ich bin glücklich,“ sagte die Königin, „unsäglich glücklich. Überall sehe ich nur frohe Gesichter. Sieh dort meinen Gemahl, er spricht mit seinem bewährten Freund Ove Bilde. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich jedes Lächeln, das ich auf des Königs Lippen sehe, erfreut! Die Heiligen seien gepriesen! Jetzt ist Friede und Glück zu uns zurückgekehrt, Birgitte. Und so wird es nun für immer bleiben mit Gottes und der Heiligen Beistand. Nicht wahr? Unter so vielen frohen Gesichtern lernt man Zutrauen fassen zur Beständigkeit des Glücks.“

— „Gott der Allmächtige lasse das Euer Gnaden zu guter Stunde sagen,“ sagte Birgitte mit unwillkürlichem, halb unterdrücktem Seufzer.

— „Hast Du Ahnungen, Birgitte? Mehr brauche ich nicht zu wissen. Also hast Du etwas, worüber Du Dich ängstest? Du, welche kein Herz hat? — Aber ich habe Dir schon lange gesagt, daß Deine Stunde schlagen wird, und ich darf hinzufügen,“ sagte sie leise, indem sie ihren Mund dicht an des Hoffräuleins Ohr hielt, „ich darf hinzufügen, daß Deine Wahl mich freut.“

— „Euer Gnaden Hochmächtigkeit — — —“ stammelte Birgitte Bryske verlegen und erröthend.

— „Eurer Thorheit Vorsichtigkeit,“ erwiederte die Königin lächelnd, „ich habe Dich längst durchschaut. Und ich will Dir sagen, wie es in einem spanischen Liebesliede heißt: Flieg, munterer Schmetterling, und sauge Honig aus der jungen Rose, wenn sie aufbricht — und möge keine unheilige Hand ein einziges Blatt des Kelches vor der Zeit

öffnen. — Aber gewiß, Du hast keine aufrichtigere Theilnehmerin an Deiner Freude als Elisabeth."

Die Königin drückte leicht ihren Arm mit freundlichem Nicken und Birgitte verließ sie mit flammenden Wangen, um zum Tanz zurück zu treten, da die Reihe gerade an ihr war. Elisabeth folgte dem jungen Mädchen mit den Augen, das an des Schloßhauptmanns Arm leicht und anmuthig über die harten Steinfliese hinschwebte, und bildete in Gedanken glückliche Pläne für die Zukunft, welche die Tanzenden zu dem ernsteren Tanze durch das Leben vereinigen sollten.

— „Man möchte glauben, der König habe eine große Schlacht gewonnen, so vergnügt sieht er aus," sagte Ritter Henrik Krummedige mürrisch zu dem alten Ritter Peter Thott. „Und das hat Euch Alle angesteckt, glaube ich."

— „Lustiger Wirth macht lustige Gäste. Nur auf Euch ist das Sprichwort nicht anzuwenden, denn Ihr seht nichts weniger als vergnügt aus und Euer Gesicht paßt wenig zu einem Festgelage."

— „Nein, ich vergesse nicht, wie er mich behandelt hat, als er dem verwünschten Küsterssohn, dem Erzbischof Birger, erlaubte, sich mit der Linde in seinem Wappen aufzublasen, die meiner Familie von Olims Zeiten gehört hat. Wenn er vergnügt ist, kann ich nicht zufrieden sein, so gern ich wollte. Es geht mir, wie es im Liede heißt:

Wie gerne möcht' ich tanzen
Und singen lustiglich,
Doch ist mein Herz voll Kummers,
Nicht freuen kann ich mich."

— „Der Teufel ist der Fürst der Welt, deshalb geht es so toll zu, sagt das Sprichwort. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Unsere Zeit kommt auch wohl einmal. Und ein Wunder wäre es, wenn der gnädige Herr bis an seinen Tod so vergnügt bliebe.“

— „Möchte die Zeit bald kommen! Der Tod hilft aus der Noth. Lebt er lange, so können wir allzumal in die Klemme gerathen. Es ist ein Regiment, das mit unserm Untergange endigen muß, wenn es so bleibt.“

— „Kommt, Henrik Krummedige, wir wollen einen Becher seines eigenen Weines leeren, daß sein Untergang so schnell erfolgen möge, wie wir es von ganzem Herzen wünschen.“

— „Topp, das wollen wir. Ich schlage nie eine Veranlassung aus, einen guten Becher in guter Gesellschaft zu leeren.“

Und die beiden Ritter traten zur Schenke hin, wo der Küchenmeister sie gleich mit des Königs bestem Weine bedienen ließ und wo mehrere adlige und geistliche Herren sich ihnen anschlossen und, wie es schien, an ihrem Trinkspruche Theil nahmen.

Während Frau Anna Arvidstochter in tiefem Gespräch war mit einer andern alten Rittersfrau, stand Adelgunde in einer Fenstervertiefung, wo sie über die Stadt hinsehen konnte, deren Umrisse zu erkennen waren in der schwachen Beleuchtung des Neumondes. Aber sie schien diesen Platz gewählt zu haben, um einen Vorwand zur Einsamkeit zu haben, denn sie kümmerte sich nicht um die Aussicht und ihre Gedanken blieben innerhalb des Tanzsaales.

Da trat der Gegenstand derselben leise und unbemerkt zu ihr hin, begünstigt von dem eben stattfindenden Gewühl, da Alles sich zusammen drängte, um den neuen, noch Aller Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Tanz, die Menuet en quatre, in Augenschein zu nehmen.

Gundel erröthete und warf einen raschen und ängstlichen Blick nach allen Seiten.

— „Weshalb flieht Ihr mich, Adelgunde?" sagte Klaus Daa leise, indem er sich ihr gegenüber in die Fenstervertiefung stellte. „Warum entzieht Ihr Euch mir, als ob ich ein Verbrecher wäre? Mehrere Tage habe ich Eure Thür für mich verschlossen gefunden und es hieß, Ihr wolltet keinen Besuch annehmen. Eure Mutter wollte mir kaum Rede stehen, als ich sie vorhin begrüßte, und Ihr — — — Ihr habt nicht ein Wort, ja nicht einen einzigen Blick für mich gehabt den ganzen Abend."

Gundel seufzte, aber antwortete nicht.

— „Ich verdiene Eure Geringschätzung nicht. Ach, ich lebe ja nur in Euch, wie könnt Ihr es da übers Herz bringen, mich fern von Euch verschmachten zu lassen?"

— „Was hat man Euch von mir gesagt?" fuhr Klaus Daa fort. „Gewiß hat man wieder schlecht von mir zu Euch gesprochen und die Verläumdung ist Euch wahrscheinlich vorgekommen."

— „Nein, nein, nichts von alle dem — — — Klaus Daa, verlaßt mich, um aller Heiligen willen! Man giebt Acht auf uns — — — Ach, wir dürfen uns nie mehr sehen."

— „Nie sehen? — — — Mein Gott! — — — Ich verstehe nicht — — — Liebste Adelgunde!"

— „Meine Mutter — — —"

— „Und hat nicht Eure Mutter unsere Liebe gebilligt von ihrem ersten Morgenroth an? Ist sie nicht jeden Tag Zeuge davon gewesen? Ist unsere Liebe nicht entsprossen und erwachsen unter ihren Augen zu einem kräftigen und stattlichen Baum, der auch sie unter sein Dach aufnimmt?"

Klaus Daa sprach diese Worte mit Heftigkeit aus in der bildlichen Sprache jener Zeit, welche des Mittelalters wandernde Ritter und Troubadoure allen Liebenden als Erbe hinterlassen hatten.

— „Mein Vater hat hierher geschrieben — — — man hat ihn unterrichtet von Euren täglichen Besuchen bei uns — — — man hat es auf eine gehässige Weise gethan, etwa wie damals, als Ritter Stud Euch bei mir verläumdete — — — Ihr wißt, daß eine alte Zwietracht zwischen Eurem und meinem Vater herrscht — — — Sein Zorn ist wieder erweckt worden — — — er will, daß ich mit der Mutter so schnell wie möglich nach Schonen heimreise — — — Er hat mir streng verboten, Euch hinfort zu sehen — — — an Euch zu denken — — — Aber so weit geht eines Vaters Macht nicht — — — das Denken kann er mir nicht verbieten, kann ich es mir doch selbst nicht — — — es wäre mir ganz unmöglich," fügte sie beinahe flüsternd hinzu.

Klaus Daa hörte diese Mittheilung mit Schrecken und Betrübniß. Er wußte, wie weit sich die väterliche Gewalt damals erstreckte, er wußte, daß alte Feindschaft selten erstirbt, wenn sie einmal feste Wurzel gefaßt hat, wenigstens

bei Männern, wie sein Vater und Ritter Jochum Griis waren.

— „Gundchen," sagte er endlich, „Ihr habt mir Eure Treue gelobt, Ihr könnt mich nicht so unglücklich machen wollen."

— „Ach, daß ich das erleben muß! Aber dieser schöne Traum ist dahin. Ich kann nicht die Eurige werden. Ich habe es meiner Mutter heilig versprechen müssen, Euch zu fliehen, nicht mehr mit Euch zu sprechen, Euch nicht mehr zu sehen. Sie folgt meinem Vater blindlings und ich muß gehorchen. Ich wäre heute Abend nicht hergekommen, dazu war ich zu betrübt, wenn ich nicht gefühlt hätte, daß ich Euch noch ein Mal sehen mußte, um Euch zu sagen, wie unglücklich ich bin, trotz des meiner Mutter gegebenen Versprechens. — Und nun müssen wir uns trennen."

— „Alle Heiligen! Das wird nie geschehen!"

— „Es muß geschehen, Klaus Daa. O, daß ich dazu bestimmt bin, Euch diesen Kummer zu machen!"

— „Ja wohl ist es der größte Kummer, den ein Mensch dem andern machen kann — — — Und wollt Ihr es sein, die mich zur Verzweiflung bringt? — Ihr gehört mir. Ihr könnt das Wort nicht zurücknehmen, das Ihr mir gegeben habt, es würde ein entsetzlicher Meineid sein — — — Ich habe mich nicht unwürdig gemacht, Euch zu besitzen — — — Euer Vater kann nichts gegen meine Ehre einwenden; bin ich nicht ein Edelmann von makellosem Ruf? — — — Ach Gundchen! Warum habt Ihr mich auf wenige Tage, auf eine kurze Stunde glücklich gemacht, warum habt Ihr mir Euer Wort gegeben, um mir es wieder

zu nehmen und mich ein langes Leben elend hinbringen zu lassen? — — — Nein, das darf nicht geschehen! Die Sonne scheint auch in anderen Ländern so gut wie in diesem, anderswo blüht uns das Glück, das man uns hier rauben will. Laßt uns fliehen, laßt uns — — —"

— „O, nicht weiter! Nein, es ist unmöglich. Ihr würdet mich verachten, wenn ich das thäte. Wie kann eine schlechte Tochter eine gute Gattin werden? Wie könnten wir uns einander in die Augen sehen, wenn wir eine solche Sünde begangen hätten, solchen Ungehorsam und Undank gegen die, welchen wir unser Leben verdanken?"

Klaus Daa sah vor sich nieder und schwieg.

Dann erhob er den Kopf, sah sie ein Weilchen an und sagte: „Ihr verzichtet auf mich sehr leicht — — — Mögt Ihr denn glücklich werden mit dem, welchen Ihr vermuthlich gewählt habt — — — Aber Ihr solltet bedenken, daß Ihr verantwortlich seid für das, was Ihr mir anthut — — — Ihr werdet mich des Glaubens an Tugend und an Ehre berauben — — — Ihr werdet schuld an meiner Verzweiflung sein ——— an den Lastern, denen ich mich preisgeben werde, um mich zu betäuben — — — Das wird Euer Werk sein."

— „Bei Gott im Himmel, Klaus Daa, Ihr thut mir Unrecht," sagte Gundel mit milder Wehmuth. „Mein Vater kann mir befehlen, Euch nicht zu sehen, und ich muß ihm gehorchen, aber er kann mir nicht befehlen, an Euch nicht zu denken, das ist unmöglich. Und das kann ich weder geloben, noch will ich es. Bis zu meinem letzten Athemzuge will ich an Euch denken — — — und für Euch

beten. Und wenn es möglich ist, das Verlangen bis über das Grab hinaus fortzusetzen, so wird es sich in einem andern Leben nicht vermindern, bis wir einander dort begegnen, wo uns nichts mehr scheiden kann — — — Laßt mich denn nur mit Freude und Stolz an Euch denken — — — laßt mich erfahren, daß Ihr wacker und glücklich seid — — — Ihr seid geschaffen, um selbst glücklich zu sein und Glück um Euch her zu verbreiten. Richtet deshalb Euern Sinn immer auf das Gute und Edle und fliehet Alles, was niedrig und schlecht ist — — Thut es um Eurer Seelen Seligkeit willen, thut es um meinetwillen, die ich Euch treu liebe."

— „Ich gelobe Euch das, Adelgunde."

— „Das Unrecht kann das Unglück nur größer machen, und legtet Ihr wirklich eine solche Verantwortung auf meine Seele, wie Ihr droht, so wäre ich verloren. Glaubt mir, ich bin unschuldig an dem, was uns geschehen ist."

— „Ich bildete mir ein, daß Ihr meines Lebens guter Engel, der Segen, den ich mir erkämpfte, der Lohn sein wolltet, den ich erlangen würde, wenn ich einmal meine Fehler abgelegt und mich eines solchen Glückes würdig gemacht hätte — — — O, jetzt bin ich ohne Schutzgeist, ohne Segen und ohne Hoffnung!"

— „Klaus Daa, Ihr seid ein Mann und ich nur ein schwaches Weib," sagte Gundel, indem sich eine tödtliche Blässe über ihr Gesicht verbreitete. „Laßt mich nicht in Verzweiflung sinken, sondern haltet mich aufrecht mit der Kraft, die Euch zukommt zu beweisen. Laßt mich nicht

umkommen durch den schrecklichen Gedanken, daß eine edle Seele durch meine Schuld ins Verderben gestürzt ist. Bereitet mir nicht die Qual, denken zu müssen, daß der, dem ich mein Herz schenkte mit jedem Gefühl, dessen es fähig ist, meinetwegen den Weg der Finsterniß wandelt. Ich will für Euch sterben, wenn es Euch retten kann — — — lebet denn, um mich zu retten. Denn wenn einmal mein Herz von allem Kummer und Herzeleid gebrochen ist, so werdet Ihr einsehen, daß es brach, weil es nicht dem Gedanken Raum geben konnte — — — den Ihr hart genug gewesen seid, mir aufzulegen."

— „Ich gelobe Euch, daß ich kämpfen will."

— „Und daß Ihr Ersatz suchen wollt bei einem anderen Mädchen für die Liebe, die mir versagt wurde, Euch zu widmen?" sagte Gundel leise und mit bebender Stimme, indem sie ihren Blick scheu von dem Boden erhob.

Klaus Daa schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, so flüchtig ist meine Liebe nicht, daß sie sich zu einer Anderen wenden sollte, und so gering ist mein Muth nicht, daß er durch das erste Unglück niedergeschlagen werden sollte. Die Treue, die ich gelobt habe, kann ich bis auf bessere Zeiten bewahren, und sollte ich warten und alt darüber werden, so steht mein Sinn und mein Gedanke doch nur nach Euch. Ich kann nicht glauben, daß Euer Vater so hartherzig ist, daß er sich nicht versöhnen lasse, wenn ich ihn darum bitte. Aber im Fall er mich auch wie einen Bettler von sich wiese, will ich nicht Verzicht leisten, denn ich fühle Muth und Kraft, für Euern Besitz zu kämpfen, selbst wenn dieser Kampf lang und beschwerlich sein sollte. Denn was wäre

die Liebe werth, wenn sie wie ein Rohr von dem ersten harten Sturm geknickt würde? Laßt uns denn dem Unwetter entgegengehen mit dem Troste, welcher in dem Glauben an die Beständigkeit und an die Hoffnung auf bessere Tage liegt, und wo diese sind, da wird die Liebe endlich auch siegen."

Adelgunde betrachtete ihn mit liebender Freude, während ihre Augen sich mit Thränen füllten.

— „Mein Herz ist zu voll, als daß es ausdrücken könnte, was ich fühle," sagte sie, „aber es giebt jetzt keinem anderen Gefühle Raum als dem der Treue. Wir werden geschieden sein auf lange, vielleicht auf ewig, das weiß ich, und es ist dies das letzte Mal, daß wir uns sprechen. Denn Ihr werdet mir nicht wehe thun durch den Versuch, meine Qualen zu erneuern. Aber meine Gedanken sind allezeit bei Euch und jedes Gefühl meiner Seele gehört Euch. Ich will meinem Vater gehorchen, wie es einer Tochter geziemt — aber das gelobe ich Euch hoch und theuer, daß kein anderer Mann mich besitzen soll als Klaus Daa, der mein Herz längst besaß, dem ich mein Wort gab — — — Und hiergegen zu handeln soll keine menschliche Macht mich zwingen können."

Der Tanz war vorbei und die Musik schwieg, unter deren festlichen und betäubenden Klängen die Liebenden ihr leises, wehmüthiges Gespräch geführt hatten. Die entzückten Zuschauer zerstreuten sich nach allen Seiten, um sich über den Tanz lobend auszulassen. Gundel wandte sich vom Fenster weg, um sich zu entfernen.

— „O bleibt! Noch einen Augenblick! Geht nicht! O verlaßt mich nicht schon jetzt!“

Klaus Daa hatte ihre Hand ergriffen.

Aber Gundel entzog sie ihm. „Ich vergesse nicht, was ich Euch gelobt habe, vergeßt auch Ihr nicht, was Ihr mir gelobt habt — — — Lebt wohl, Klaus Daa!“

Sie drückte ihm die Hand innig und verließ das Fenster. Er blickte ihr betrübt nach, bis sie im Gewühl verschwunden war. Bald darauf sah er sie bei ihrer Mutter Platz nehmen, aber sie wandte der Stelle den Rücken, wo sie ihn verlassen hatte. Er blieb in der Fenstervertiefung stehen und schaute gedankenvoll in den Mondschein hinaus.

Die Gesellschaft theilte sich in Gruppen; man machte eine Pause im Tanz, um dann mit erneuten Kräften wieder anzufangen. Diese Pause benutzte mancher Ritter, um seiner Dame ein ganz geheimes, auf dem kurzen Wege von seinen Lippen bis zu ihrem Ohre unvernehmbares Wort zuzuflüstern. Denn es war nicht bloß erlaubt, sich hinter den Stuhl einer Dame zu stellen, sondern es ward auch für eine ehrerbietige, dem schönen Geschlechte schuldige Huldigung betrachtet.

Zu den kleinen, flüsternden Gruppen, die neben den vielen anderen, lauten Unterhaltungen der Gäste zum Theil die Fenstervertiefungen als die ruhigsten Plätze einnahmen, gehörten Torben Oxe und Birgitte Bryske. Sie hatten an der bewunderten Menuet en quatre Theil genommen und als der Schloßhauptmann das Hoffräulein der Königin nach dem Tanz zu einem Sessel führte, waren Alle darin einig, daß diesem schönen Paare der Preis zukomme.

Torben Oxe beugte sich über den Stuhlrücken und flüsterte Birgitte Bryske einige Worte zu.

Eine glühende Röthe überzog ihre Wangen und ein Lächeln spielte um ihre Lippen.

Der Schloßhauptmann flüsterte wieder. Ein Schimmer von Verlegenheit malte sich auf einen Augenblick im Gesichte der jungen Hofdame; sie fühlte, daß sie nicht länger schweigen durfte, wenn ihr Stillschweigen nicht sprechender sein sollte als ihre Worte.

— „Nein, Ihr könnt mich nicht mit Recht beschuldigen, als ob ich gesucht hätte, Eure Neigung zu wecken," sagte Birgitte und lachte. „Ich habe immer gesagt, daß ich nicht lieben kann; das hätte Euch warnen sollen — — und es ist nicht meine Schuld, wenn Ihr mich für weniger ehrlich gehalten habt, als ich es bin."

— „Das habt Ihr gesagt, ich läugne es nicht. Aber habt Ihr nicht Euer eignes Herz verkannt? Wie ist es möglich, daß so viel Vollkommenheit den großen Mangel haben sollte, gefühllos zu sein? Nein, ich muß Eure Worte bezweifeln, es wäre unnatürlich, wenn es wahr sein sollte."

— „Mein Herz ist von Stahl, Ritter Torben. Es ist ein gutes Metall, ich darf es sagen. Es ist kein Mangel, es ist eine Vollkommenheit mehr zu meinen vielen anderen. Es schützt mich vor jeder Gefahr, während es mir doch erlaubt, die Annehmlichkeit Eurer unterhaltenden Gesellschaft zu genießen."

Das Gespräch erlitt eine Pause, Torben Oxe verlor sich in stiller Beschauung seiner schönen Dame und Birgitte Bryske spielte gedankenvoll mit ihrem Federfächer.

— „Ihr sitzt in Gedanken,“ sagte der Schloßhauptmann. „Darf ich Euch fragen, ob Eure Träume süßen oder bitteren Inhalts sind und ob Ihr mir ein Plätzchen darin gegönnt habt?“ fügte er noch leiser hinzu.

— „Gemischten Inhalts wie die meisten Dinge in der Welt. Ich dachte an die Fülle und das Übermaß von Forderungen und von Eitelkeit, womit der Tanzsaal eines Königs an einem Abende wie der heutige geschmückt ist. Ihr seht, das ist ein Gedanke, der eben so behaglich als unbehaglich sein kann — und Ihr müßt am besten wissen, ob ich dabei Grund gehabt habe, an Euch zu denken.“

— „Und auf wessen Seite glaubt Ihr, daß die Eitelkeit, von welcher sich wohl Keiner von uns ganz freisprechen kann, am größten ist? Auf Eurer oder meiner? Ihr müßt mir diese Frage verzeihen, aber Ihr nöthigt mich zur Vertheidigung mit scharfen Waffen, da Ihr mich so hart angreift.“

Birgitte erröthete, sie sah auf — und schlug die Augen nieder. „Auf Eurer allerdings.“

— „Und ich glaube, daß sie auf Eurer am größten ist,“ erwiederte der Schloßhauptmann, „denn Ihr fordert, außerhalb der allgemeinen Gesetze des menschlichen Geschlechtes zu stehen. Wer nicht lieben kann, muß sehr eitel sein, und darin besiegt Ihr mich, der ich trotz aller meiner Fehlerhaftigkeit nicht allein der Liebe fähig, sondern ganz von ihr durchdrungen bin.“

— „Ihr thut mir Unrecht. Ich kann wohl Liebe verstehen, wenn ich sie auch nie selbst gefühlt habe. Ich kann wohl einsehen, daß sie zu Vielem verleiten kann, zu Abschweifungen in allem Möglichen, zu Aufopferungen von

allerlei Art, zur Eifersucht, zur Rache — aber nur nicht zu dem Ungereimtesten und Überflüssigsten von Allem, zum Schwur der Treue. Es kommt mir vor, als ob ein solches Band die Liebe drücken und ersticken müsse.“

— „O glaubt das nicht. Es ist ja nicht möglich, sich Liebe ohne Schwur der Treue zu denken,“ sagte Torben Oxe. „Es würde gegen ihre Natur sein, wenn sie sich nicht an dieses Band gefesselt fühlte, denn was ist süßer als der Liebe Band und bindet es nicht stärker als der Tod?“

Birgitte schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Ich glaube nicht, daß es jemals einen Mann gegeben hat, der ein weibliches Herz vollkommen verstanden hätte. Er ist gewiß noch nicht geboren — und wird vielleicht niemals geboren werden. Ihr müßt nicht zürnen — aber es ist ein verschlossenes Buch für Euer Geschlecht, das Ihr nie lesen lernt, wenn Ihr auch darin zu buchstabiren versteht.“

Torben Oxe betrachtete sie mit dem entzückten Blick eines Liebenden und sagte dann: „Und wenn nun auch dies eine Äußerung der Eitelkeit von Euren Lippen wäre, die nicht aus dem Herzen kommt? Wenn es doch einen Mann gäbe, der im Stande wäre, ein weibliches Herz zu verstehen und nach Würden zu schätzen? Wenn dennoch der geboren wäre, der in des Herzens verschlossenem Buche mehr als buchstabiren, obgleich dessen geheimste Schrift noch nicht deutlich auslegen könnte?“

— „Wenn das der Fall wäre,“ fuhr der Schloßhauptmann fort, „würdet Ihr da aufrichtig genug sein, zu gestehen, daß Ihr Euch in ihm geirrt, ihn verkannt hättet? Würdet Ihr dem, der so glücklich gewesen wäre, Euern

Unglauben zu erschüttern, wenn er auch noch nicht ganz Euch überzeugt hätte, den Versuch erlauben, die Schrift des Herzens in diesem heiligen Buche zu lesen?"

— „In Wahrheit, ich glaube, ich würde es," sagte Birgitte halb scherzend, halb ernsthaft.

— „So habe ich gesiegt und bin der glücklichste Sterbliche," rief der Schloßhauptmann aus mit begeistertem Blick. „Und wollt Ihr mir erlauben, zu hoffen, daß ich nicht abgewiesen werde, wenn ich morgen so dreist bin, an Eure Thür zu klopfen? Darf ich es hoffen? — — — O sagt nicht Nein. Mein Leben hängt davon ab."

Birgitte bewegte den Kopf leise und fast unmerklich wie einwilligend und schwieg mit erröthenden Wangen.

Der Schloßhauptmann ergriff mit Entzücken ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

Birgitte sprang auf. „Wir wollen tanzen," sagte sie. „Kommt, die Musik ruft zu neuem Tanz. Wählt eine Dame! Mich forderte Herr Klaus Daa vorhin auf, wo ich nicht konnte, jetzt bin ich bereit für ihn, wenn Ihr ihn davon unterrichten wollt."

Der Schloßhauptmann verneigte sich und trat hin zu Klaus Daa, der noch in der Fenstervertiefung auf derselben Stelle stand, wo ihn Gundel verlassen hatte. Ohne Zögern bot er Birgitten die Hand und trat mit ihr zum Tanze an. Aber so lächelnd wie ihr Gesicht, eben so ernsthaft war das seinige, doch merkte keines von Beiden auf dies Mißverhältniß, da ihre Gedanken anderweitig beschäftigt waren.

Der Schloßhauptmann hatte Adelgunde aufgefordert. Sie wollte sich entschuldigen, aber Frau Anna Arvidstochter

wollte es nicht gelten lassen und um weitere Rede abzubrechen, reichte sie ihm ihre Hand mit zurückgedrängtem Seufzer und trat mit ihm an. Aber als sie aufsah und Klaus Daa mit Birgitte Bryske ihr gerade gegenüber stand, füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie wäre unter dieser zu harten Probe beinahe erlegen. Und der Tanz, der sie mehrmals mit ihm zusammenführte und wieder von ihm trennte, war ein neuer Abschied für sie, der ihre Herzen eben so sehr erweichte, wie die ihrer Mittänzer von frohen Gefühlen wogten. Aber das allgemeine Urtheil war: wie diese beiden Paare getanzt hätten, so sei noch kein anderes über den Boden des kopenhagner Schlosses hingeschwebt.

Während des Tanzes trat die Königin zur Quadrille hin und stellte sich neben Birgitte Bryske. Des jungen Hoffräuleins Augen verriethen, was sie gern sogar sich selbst verborgen hätte. Elisabeth, welche dieser Verbindung mit aufrichtiger Freude entgegensah, wandte ihre Worte mehrmals an den Schloßhauptmann, ungezwungener und herzlicher, als sie sonst pflegte, weil sie ihn schon als ihrem näheren Kreise angehörig betrachtete. Und in Torben Oxes Blick las man deutlich, wie glücklich ihn die Gnade der Königin und Birgittens Liebe machte.

Der Tanz war beendet, die Damen zu ihren Sitzen geführt und der Schloßhauptmann und Klaus Daa traten zur Schenke, um Erfrischungen zu genießen. Die hier versammelten Herren wünschten ihnen Glück zu dem so allgemein eingeärnteten Beifall. Jeder wollte einen Becher mit Torben Oxe leeren, der das Vorbild ritterlicher Vollkommenheiten für die männliche, adlige Jugend war. Er war zu

vergnügt, um es Jemandem abzuschlagen, und bald hatte er mehr getrunken, als der Klugheit gemäß war, und der starke Wein stieg ihm zu Kopfe.

Der König näherte sich der Schenke im Gespräche mit Mogens Gjö. Die Herren von Adel traten ehrerbietig zur Seite, als der König den Schloßhauptmann und Klaus Daa anredete.

— „Ihr seid Beide wohlerfahren in dem neuen, französischen Tanz,“ sagte er, „und er ist hübsch und kunstreich genug anzusehen, aber Ihr müßt deshalb unsre eigenen, einfacheren Tänze nicht zurücksetzen, denn wir Anderen müssen daran halten, da wir nicht so kunstfertig sind.“

— „Ich lernte nie, mich in diesen Schwingungen zu bewegen,“ sagte Mogens Gjö, „so viel weiß ich.“

— „Dazu seid Ihr auch zu alt, Mogens Gjö,“ sagte der König. „Das Sprichwort sagt: Ein graubärtiges Kinn schämt sich des Tanzes. — Deine Zeit ist vorbei, das mußt Du den Jüngeren und Erfahrneren überlassen. Ich selbst weiß nicht, ob ich irgend einer Dame meine Hand bieten darf, nachdem ich Torben Oxe habe tanzen sehen. Und wie er im Tanz ist, so ist er in Allem.“

— „Euer Gnaden beurtheilt mich zu nachsichtig,“ sagte der Schloßhauptmann. „Ich wollte wünschen, daß ich dieses Lob verdiente, denn ich fühle die Wahrheit der Behauptung innig, daß es etwas Köstliches sei, von berühmten Männern gerühmt zu werden.“

— „Es würde wenig nützen, wenn ich Euch den Ruhm versagen wollte, der Euch zukommt, Torben Oxe.

Es würde mich nur ins Gerede bringen, eifersüchtig auf Euch zu sein. Die Damen sind in dergleichen Dingen die besten Richterinnen und sie haben längst zu Eurer Gunst entschieden. Sie sehen Euch alle huldreich an, so viel ihrer sind."

— „Zuckermund hat giftigen Grund," flüsterte Knud Güldenstern seinem Nachbar zu. „Den lächelnden Feind und den schmeichelnden Freund soll man fliehen."

— „Ich sah vorher wohl, daß das, was Ihr dem Fräulein meiner gnädigen Frau zuflüstertet, keinem tauben Ohre gesagt war," fuhr der König lächelnd fort. „Was sagt das Sprichwort? Je ärgerer Schalk, desto besseres Glück. Und Ihr könnt doch nicht läugnen, daß Ihr gegen die Weibsleute stets ein veränderlicher Schalk gewesen seid."

Der Schloßhauptmann versetzte lachend: „Frauengunst und Vogelgesang klingt gar lieblich, doch währt nicht lang. Aber man muß das Eisen schmieden, so lange es glüht."

Der König legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte scherzend: „Sag uns nun die Wahrheit, Torben Oxe, ist es nicht so, wie Dein Schreiber, der gehenkt ist, uns berichtete, daß Du auch bei Dyveke gut angeschrieben warst? Sie ist nun todt und dahin und die Dinge sind vergessen und haben nichts zu bedeuten, aber wir möchten doch gern wissen, was daran war."

Die Edelleute, welche umherstanden, betrachteten den Schloßhauptmann mit unverwandter Aufmerksamkeit und meinten, er habe die Antwort auf des Königs Frage wohl zu bedenken. Klaus Daa hätte ihm gern ein Zeichen auf den Fuß gegeben, aber er stand zu weit von ihm ab.

Knud Güldenstern winkte ihm mit dem Kopfe. Aber der leichtsinnige Schloßhauptmann bemerkte weder seines Freundes Zeichen noch seine eigene Gefahr. Froh wie er war über sein Glück am heutigen Abend und geschmeichelt von des Königs Herablassung, lachte er und erwiederte scherzhaft: „Nein, gnädigster Herr, Ihr traut mir zu viel zu, mit ihr habe ich nichts zu schaffen gehabt.“

— „Ich weiß wohl, daß Du nicht Elstereier gegessen hast und zu schweigen verstehst, denn ein braver Mann genießt die Gunst, während der schlechte damit prahlt. Aber gegen mich kannst Du schon offen sein, denn ich weiß doch, was ich davon zu halten habe, und es hilft Dir nichts, es abzuläugnen.“

— „Ich will nicht läugnen, da Ihr in mich dringt, daß ich mich um ihre Liebe beworben habe. Aber man erhält nicht Alles, warum man bittet, gnädigster Herr, und damals bat ich umsonst.“

— „Seht Ihr, ich wußte, daß ich nicht Unrecht hatte,“ sagte der König mit einem flüchtigen Lächeln und verließ ihn zugleich mit Mogens Gjö.

Die Edelleute sahen einander betroffen an. Knud Güldenstern sagte: „Was der trunkene Mann spricht, soll der nüchterne verantworten. Es ist ein wahres Wort, daß nach dem Regen das Gras wächst und daß der Wein plauderhaft macht. Ich wünschte, Ihr hättet Euern Verstand heut Abend zusammengenommen, Ihr habt ihn noch nie so nöthig gehabt, aber guter Wein spricht schlecht Latein. Ein böser Geist hat aus Dir gesprochen und Du könntest viel darum geben, wenn Du Deine Zunge bewacht hättest.“

— „Torben Oxe,“ sagte Klaus Daa, „man sagt, daß wenn irdene Töpfe gegen kupferne stoßen, so zerbrechen sie leicht. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht den Wolf geweckt habt, denn dann braucht er die Klauen.“

Der Schloßhauptmann strich sich mit der Hand über die Stirn und antwortete: „Wohl möglich, daß ich mehr gesagt habe, als klug war, aber bei einem lustigen Gelage legt man nicht die Worte auf die Goldwage. Gespräche beim Trunk werden bald vergessen. Morgen wird der König nicht mehr wissen, was er heut Abend gehört hat.“

— „Morgen?“ sagte Knud Güldenstern mit spottendem Nachdruck. „Morgen, das ist ein gefährliches Wort. Abendnest und Morgennest sind zweierlei. Aber es wäre doch besser gewesen, Ihr hättet heut Abend auf Eure Sicherheit gedacht, so hättet Ihr nicht nöthig, Euch für morgen zu fürchten.“

— „Fürchten?“ sagte der Schloßhauptmann verletzt. „Der Tag graut nicht, wo Torben Oxe sich fürchtet. Bist Du bange, Knud Peterson, so will ich Dir rathen, auf Deine Sicherheit zu denken.“

— „Nein, ich verlasse Dich nicht. Aber wir wollen morgen davon sprechen,“ versetzte Knud Güldenstern.

— „Wohlan, morgen.“

Der Tanz war vorbei, die Königin erhob sich, um den Saal zu verlassen. Der Schloßhauptmann verließ die Herren eilends, um sich ihrem Gefolge anzuschließen. Knud Güldenstern sah ihm kopfschüttelnd nach bei der Sicherheit, womit der stolze Mann dahinschritt.

An der großen Wendeltreppe bot Torben Oxe Birgitten

die Hand, um sie hinab zu führen, und drückte, als sie den Eingang zu den Gemächern der Königin erreicht hatten, sie ihr leise mit dem flüsternden Wort: „Morgen!" — Und ungeachtet ihre Hand den Druck nicht erwiederte und ihre Lippen kein Wort sprachen, fühlte er sich doch überzeugt, daß er in ihrem Abschiedsblicke gelesen habe: „Morgen!"

Eine Stunde nachher war Alles still im Schlosse, die schmetternden Töne der Musik hallten nicht mehr wieder von den alten Mauern, der Kerzen heller Schein hatte sich in dunkle Nacht verwandelt und der einzige Laut, den man in den langen Gängen vernahm, war der Schildwachen einförmiger Tritt auf den Steinfliesen, aber sie weckten nicht die Schlafenden, die im Traume noch ein Mal an dem Feste und seinen Freuden Theil nahmen und denen der Traumgott sie in erhöhtem, zauberischem Glanz darstellte.

Im Gemach des Königs war noch Licht.

Er saß im Lehnstuhl, eine seiner Hände hatte er auf dem Tische vor ihm gelegt und trommelte leise mit den Fingern, ein Zeichen seiner Ungeduld, und seine düstern und gedankenvollen Blicke hefteten sich wiederholentlich auf die Thür.

Endlich öffnete sie sich und Mogens Gjö trat ein.

— „Ihr bleibt lange, Mogens Gjö. Ist Alles geschehen, was ich befohlen habe?"

— „Ich habe alle Ausgänge mit doppelten Wachen besetzen lassen," sagte der alte Marschall mit bekümmerter Miene. „Die Schildwachen haben Befehl, Nie-

manden aus dem Schlosse zu lassen und Jeden nieder zu schießen, der diesem Befehl sich widersetzt, wer es auch sei.“

Ueber des Königs Gesicht lief ein Lächeln, das nichts Gutes bedeutete.

Der Marschall betrachtete ihn forschend.

— „Gnädigster Herr,“ sagte er, „was habt Ihr wohl im Sinn bei diesen Maßregeln, die so ungewöhnlich sind?“

— „Du bist mir ein treuer und ergebener Diener, Mogens Gjö, und Dir will ich es sagen. Ich will die Nacht jetzt keinen Lärm machen, um meine Gemahlin nicht aufzuschrecken; es würde eine Sünde sein nach einem Fest, das sie so erfreut hat. Auch will ich nicht zu Werke gehen wie Einer, der das Licht scheut, die ganze Welt soll Christierns Rache sehen und erfahren, da sie mehr als gerecht ist. Aber morgen, wenn es Tag ist, sollst Du den Schloßhauptmann gefangen nehmen und in den Thurm führen und seinen lieben Freund Knud Güldenstern auch. Das Gericht soll entscheiden zwischen mir und ihnen. — Der eine hat mit mir gewürfelt um mein Herzblut und der andere ist sein Mitwisser gewesen; jetzt ist es Zeit, daß wir uns zwischen sie stellen und einander ehrlich bezahlen,“ fügte er mit Erbitterung hinzu.

Der alte Marschall machte dem König Vorstellungen gegen diesen Beschluß. Der Schloßhauptmann habe viele Freunde unter dem Adel und der Geistlichkeit, er sei ein mächtiger Mann, aus einem der ersten Geschlechter des Landes; seine Gefangennehmung werde die beiden ersten

Stände des Reichs aufbringen, was unter den jetzigen Umständen gefährlich sein dürfte, da Schweden in Aufruhr stände und es viele Mißvergnügte hier im Lande gäbe. Der Reichsrath als einzige Autorität, die einen Edelmann richten könnte, würde den Torben Oxe kaum nach Wunsch des Königs richten, denn wenn auch der König vielleicht persönliche Gründe habe zur Rüge des Schloßhauptmanns, so wäre er doch nicht schuldig genug, um ihn zu verurtheilen.

Aber diese Vorstellungen fanden keinen Eingang bei dem König. Er wollte Rache haben an dem, der ihm so lange ein Dorn im Auge gewesen war.

— „Er glaubt, daß er über den Landesgesetzen steht und machen kann, was ihn gelüstet," sagte der König erbittert. „Wir wollen ihm ein Anderes zeigen, obwohl er das Spiel so lange getrieben hat, daß es scheint, als ob sein Recht verjährt sei, uns und unsern Gesetzen zu trotzen. Ich bin wohl eingedenk, was ein Mann wagen darf, denn ich habe selbst Theil genommen an dem Landtage, den wir Mittwoch nach Sankt Jakobstag hielten gleich nach meiner Thronbesteigung. Damals hatte er Apel Lauritzson mit Gewalt gefangen genommen, der ein so braver Edelmann war wie irgend einer, als er in Halland reiste. Und er führte ihn durch Schonen hierher nach Seeland und bedrängte ihn mit Gefängniß und Drohungen, wie jedem Dänen in unsern Reichen bekannt ist, bis Apel ihm einen Eigenthumsbrief auf Näsbyholm mit Land und Leuten gab, wonach des Schloßhauptmanns Krallen sich ausstreckten. Es ist eine Schande, daß dergleichen vor das Landgericht kommen muß, denn was muß der gemeine Mann davon

denken, da doch Jedermann weiß, daß ein Schein, den man im Gefängniß und unfreiwillig ausstellt, keine Gültigkeit hat. Denn sonst wäre Niemand sicher in seinem Eigenthum, wenn nichts weiter dazu gehörte, als sich Jemandes auf der Landstraße zu bemächtigen."

— „Und nun vollends," fuhr der König nach einer Pause fort. „Das hat noch Niemand sich unterstanden als Torben Oxe. Daß er auch Dyveke Kirschen geschickt, die ihr jämmerlich den Tod brachten, das wissen wir Alle und er selbst hat kein Geheimniß daraus gemacht. Heute Abend hast Du selbst gesehen, Mogens, daß er mit allen Frauen spricht, als ob sie ihm gehörten, ja selbst mit unsrer gnädigen Frau spricht er in unsrer Gegenwart, als ob sie seinesgleichen wäre — — — Und hörtest Du nicht selbst, was er eingestand, der hochmüthige Geck, von Dyveke? — — Nein, das soll er mir nicht umsonst gethan haben."

Der Marschall versuchte den König milder zu stimmen, wiewohl er nicht läugnen konnte, daß des Schloßhauptmanns Benehmen oft kränkend und sehr unvorsichtig gewesen sei. Endlich suchte er bloß Aufschub zu gewinnen, aber der König war unerbittlich.

— „Mogens Gjö," sagte er mit leiser und vor Zorn bebender Stimme, „ich will Dir sagen, was kein anderer Mensch wissen soll. Dieser Mann hat mein Herz durchbohrt. — Und wenn ich Dänemarks Krone auf das Spiel setzen müßte, es soll ihm vergolten werden, so wahr ich Christiern heiße — — — Er hat gewußt, daß ich Dyveke über Alles in der Welt liebte — — — und er hat es gewagt, sie um Liebe anzusprechen — — — Und nicht genug, er hat

sie behandelt, als ob sie — — — Mogens Gjö, er ist mit ihr so frei umgegangen, als ob sie ihm gehörte — — — er hat sie auf unser eignes Bett geworfen — — — Ich wußte es von Augenzeugen — — — ich wußte es längst, aber ich wollte den Fuchs in seiner eignen Schlinge fangen und habe sein Wort darüber — — — und das hat mir nicht wenig gekostet. Ich habe ihn angelächelt, während das Herz mir blutete, ich habe freundlich mit ihm gesprochen, während die Galle mir in den Mund stieg — — — Das soll er mir bezahlen, so wahr die Rache süß ist."

— „Euer Gnaden mag bedenken, daß, wer sich rächen will, sich in Acht nehmen muß. Rache ist zuweilen süß, aber Verzeihen ist doch die größte Rache, wenn sie nicht auch die klügste ist, denn Rache bleibt selten ungerochen."

Aber diese Betrachtung war die unglücklichste, die der Marschall hätte wählen können.

— „Furcht ziemt keinem König und Niemand soll glauben, daß man Christiern durch irgend etwas in ein Mauseloch jagen kann. Wenn alle Bischöfe und Edelleute ihre Borsten erhöben und mir die Zähne zeigten, so sollte mich das nicht schrecken. Er soll vors Gericht und wärs auch nur, um der Welt zu beweisen, daß wir einen solchen frechen Ritter mit Stahlhandschuhen anzufassen wagen. Sollten wir das Recht etwa weniger in Anspruch nehmen dürfen als der gemeine Mann? — — Ei, ei! Das wollen wir sehen! Er hat unser Lager beschmutzt und dafür soll er büßen, so wahr ein Gott im Himmel ist, und wir wollen ihn des Majestätsverbrechens zeihen, denn ich sollte doch meinen, daß wir die Majestät von Dänemark

sind, wenn sie uns auch Einige in Schweden streitig machen wollen. Aber die sollen es auch fühlen."

— „Es ist Zeit, daß wir das Rauhe herauskehren und Allen zeigen, daß uns Klauen angeboren sind. Nachsicht hilft nicht länger, die macht sie nur frecher. Sie hängen Alle wie Kletten aneinander, das habe ich lange gemerkt. Ginge es nach ihrem Willen, so hätten wir bald nicht mehr so viel Erde übrig, als wir für unsern Sarg einst gebrauchen. Der Eine ist immer frecher als der Andere. Unser lieber Vetter, der Herzog von Holstein, hält es wieder mit den Lübeckern, wie Du weißt, und trotzt uns öffentlich; er hat es mit ihnen abgemacht, daß, wenn sie Krieg mit uns anfangen, die Herzogthümer sich still verhalten. Sie thun, als ob es vergessen wäre, daß Schleswig eine dänische Provinz und der König regierender Herzog in der einen Hälfte und der Herzog von Holstein nur unser Lehnsmann ist in der andern. Auf der einen Seite wollen sie mit einem ganzen Reiche davonlaufen, auf der anderen mit einem Herzogthum, sie plündern unsre Wohnung, als ob wir nichts Anderes wären als ein todtes Aas. Ich sehe klar, was sie beabsichtigen. Der Herzog sucht nur Gelegenheit, uns den Garaus zu machen, um über den gemordeten Brudersssohn einen prächtigen Triumphzug zu halten, worin die lübischen Wucherer dem Triumphwagen folgen können. — Und hier daheim! Hier machen sie es eben so arg. Hier glauben sie, daß sie mich behandeln dürfen, als wäre ich der elendeste Bauer, der dazu schweigen müßte, daß sie mir nahmen, was mir das Liebste war! Ei, ei, ei! Wollte man den Zügel fahren lassen in d i e s e n Zeiten, so würde man

bald aus dem Sattel gehoben werden. Und sie glauben mir den Hohn beweisen zu dürfen, daß sie mein eigenes Lager zu Bubenstücken benutzen! Nein, so wahr mir Gott helfe, das soll ihnen nicht ungestraft hingehen! Und ließe ich sie mit mir umspringen, wie es sich Torben Oxe unterstanden hat, so wäre ich wohl werth, daß Ihr mich zeitlebens eine Memme nenntet."

Mogens Gjö schwieg; er sah ein, daß des Königs Zorn eine solche Höhe erreicht hatte, daß Widerspruch nichts helfen und Schlimmes nur noch verschlimmern würde. Aber obwohl er schwieg, verhehlte der alte Marschall doch nicht, daß er des Königs Beschluß mißbilligte, wenn er auch vielleicht als treuer Diener bereit war, die ihm ertheilten Befehle auszuführen.

Der König ging heftig auf und nieder und biß sich in die Lippe. Hin und wieder warf er einen raschen Blick auf Mogens Gjö. Aber des Marschalls Mienen drückten nur Unzufriedenheit aus. Dies kränkte ihn, aber er beherrschte sein Gefühl, denn er sah ein, daß es seiner Sache Gewicht geben würde, wenn der würdige, alte Marschall gerade der war, der den Schloßhauptmann gefangen nahm, da Jeder wußte, daß er sich zu nichts ganz Unbegründetem und Ungerechtem brauchen ließ.

— „Mogens Gjö," sagte er, indem er vor ihm stehen blieb und seine Hand sanft auf dessen Schulter legte, „weder Du noch irgend Jemand kann sagen, daß Torben Oxe sich gebührend gegen mich benommen hat. Das Gesetz ist für uns Alle, es soll zwischen uns entscheiden. Es soll öffentlich gegen ihn verfahren werden und ich will ihn

verklagen bei seinem gesetzmäßigen Gerichte, das verspreche ich Dir wie ein christlicher König, so wahr mir Gott helfe! Der Reichsrath soll seine Sache entscheiden; bis das gesetzliche Urtheil gefällt ist, soll er so sicher sein im Thurm, als ob er in Deinem Bette läge. Aber morgen bei Anbruch des Tags sollst Du ihn gefangen nehmen und dahin führen, damit Jeder sehen kann, wohin er kommt. Und das ist das letzte Wort, das wir darum wechseln wollen — wovon wir schon zu viel gesprochen haben. Somit geschieht unser Wille und was Rechtens ist. Und nun wollen wir uns trennen. Dieser Tag ist ein harter Tag gewesen — — — denn es kostet einem König nicht wenig, Mummenschanz zu spielen vor seinen Dienern und seinen Feinden Freundschaft zu heucheln. Und somit Gott befohlen!"

Der König reichte dem Marschall die Hand und ging rasch in sein Schlafzimmer.

Mogens Gjö verließ des Königs Gemach mit langsamem Schritt.

Als er noch ein Mal die Schildwachen besucht und sie wach gefunden hatte, begab er sich niedergeschlagen zur Ruhe.

Der Thurm.

Mit der Gefangennehmung des Schloßhauptmanns und Knud Gůldensterns hatte der Kőnig dem ganzen, von diesem unerwarteten Schlag beinahe betåubten Adel den Handschuh hingeworfen. Er war so offenkundig und mit solcher Sicherheit zu Werke gegangen, daß selbst des Kőnigs eifrigste Anhånger darůber erschraken. Die beiden gefangenen Edelleute gehőrten den ersten Familien des Landes an, sie standen beide in ansehnlichen Ämtern, sie waren mit den måchtigsten und reichsten Månnern blutsverwandt oder verschwågert und sie verhaften hieß dem Adel Krieg auf Leben und Tod erklåren. Denn was mußten sie nach diesem Schritt nicht von dem Kőnig erwarten? Das Mißvergnůgen bei dem Adel und der Geistlichkeit wuchs mit jedem Tage; diese beiden Stånde hielten unablåssige Zusammenkůnfte, um Maßregeln zu besprechen, die sie zu ergreifen håtten gegen einen Kőnig, der seine Verpflichtungen und die Rechte des Adels so offenbar krånkte. Und selbst die Bůrger sahen dem Ausfall dieser Sache mit Ängstlichkeit entgegen, wiewohl sie allen Grund hatten, die Einschrånkung des Adels zu wůnschen.

Der König ließ Torben Oxe bei dem Reichsrath anklagen mit der Beschuldigung, Dyvekes Tod durch vergiftete Kirschen bewirkt zu haben, und Knud Güldenstern, weil er Mitwisser des Verbrechens sei. Demnächst zieh er ersteren des Majestätsverbrechens auf Grund seines Betragens gegen Dyveke in des Königs Schlafzimmer.

Aber der Reichsrath urtheilte nicht nach des Königs Wunsch. Es hieß, Torben Oxe habe sich bei dem Verhör von dem Verdachte der Vergiftung Dyvekes frei gemacht, wovon auch der Beweis fehlte. Die Anerkennung des Majestätsverbrechens lehnte aber der Reichsrath ab; das könne nur dann stattgefunden haben, wenn Dyveke des Königs Gattin gewesen wäre. Und wenn gleich Torben Oxe dem König gestanden, Dyveke um Liebe gebeten zu haben, so sei doch Gedanke und Absicht ohne beweisbare That nicht zu bestrafen.

Der König ergrimmte über diese Entscheidung und sagte in seiner Wuth: „Hätte ich so viele Vettern und Freunde im Reichsrath wie Torben, so wäre der Ausspruch wohl anders ausgefallen. Aber wäre sein Hals auch so dick wie der eines Stiers, so sollte er ihn doch verlieren!“

— „Euer Gnaden hat mir ein rechtliches Verfahren gegen die verhafteten Edelleute zugesagt,“ hub der Marschall an, „und daß der Schloßhauptmann nach dem Gerichtsspruch so sicher sein sollte, als ob er in meinem eigenen Bette läge. Daran, bitte ich Euch, gnädigst Euch zu erinnern. Denn hättet Ihr mir nicht diese Versicherung gegeben, so wäre ich Euch wahrlich nicht zu Willen gewesen und hätte sie in den Thurm geführt.“

— „Ei, Mogens, meinst Du, daß wir gegen irgend Jemand ohne Urtheil verfahren wollen? Nein, nein, Gesetz und Recht sollen aufrecht erhalten werden. Aber Du wirst doch nicht glauben, daß wir die Sache auf einem solchen Urtheil beruhen lassen? Da es nicht geglückt ist, auf diesem Wege Recht zu erhalten, so müssen wir es auf einem anderen versuchen. Wir wollen die Bauern aus den nächsten Dörfern berufen und sie sollen nach Recht und Billigkeit entscheiden."

— „Hochgeborner Fürst, der Reichsrath ist eines Edelmannes rechter Gerichtshof, denn er soll von seinesgleichen gerichtet werden und kein anderes Gericht kann über sein Vergehen erkennen. Nun ist der Urtheilsspruch in dieser Sache gefällt, folglich kann kein Anderer sie nach Recht entscheiden. So ist es in Dänemark gehalten seit des uralten Rechtes Zeiten bis auf unsre Tage. Und es heißt in Euer Gnaden Herrn Großvaters Privilegien, daß derjenige, welcher einem Rittersmann an die Ehre will, es thun soll vor uns und unserm Rath, und es wird ausdrücklich hinzugefügt, daß kein Landrichter oder irgend Anderer in einer Sache richten darf, welche Einen von Adel hinsichtlich des Lebens und der Ehre betrifft, sondern allein der König selbst mit dem gesammten Rathe Dänemarks."

— „Wir wissen das Gesetz und des Gesetzes Worte so gut wie Einer," sagte der König. „Aber ich will ein Hausgericht niedersetzen im Schloßhof und das ist gesetzmäßig, denn es ist mein Haus, in welchem er sein Verbrechen begangen hat."

— „Dazu können keine Anderen ernannt werden als

Männer, die in Euer Gnaden Haus dienen, und es kommt Euch die Ernennung nur der einen und dem Verklagten die der anderen Hälfte zu, denn so will es das Recht. Aber da wird der Spruch nicht anders ausfallen als jetzt meiner Vermuthung nach. Und ein Hausgericht kann auch nicht gesetzlich urtheilen nach dem Rath, dazu ist es zu gering, sondern es darf zuerst urtheilen und Euer Gnaden hat mit dem Reichsrath dann zu bestimmen, ob das Urtheil gültig sein soll oder nicht."

— „Nein, so soll es nicht sein," sagte der König mit Bestimmtheit. „Die Bauern sollen einen Ausspruch thun und wie sie urtheilen, so soll es bleiben, darauf habe ich einen körperlichen Eid abgelegt. In dieser Sache brauchen wir nicht die Rechtsgelehrten, sondern die gesunde Urtheilskraft reicht dazu aus."

Der Marschall verließ den König mißvergnügt, denn er sah nun ein, daß des Schloßhauptmanns Sache verloren sein werde.

Das Gefängniß, worin Torben Oxe und Knud Güldenstern sich befanden, war ein Theil des innersten, großen Thorthurms im kopenhagner Schloß oben über dem Vorsprung, der den Bogen- und Büchsenschützen im Fall einer Belagerung bestimmt war, und unterhalb des Umganges, von welchem die Wächter die Aussicht hatten über Stadt und Umgegend.

Wände und Fußboden dieses Gefängnisses waren von Stein, desgleichen die gewölbte Decke, die von einer dicken, mitten in dem Gemache stehenden, steinernen Säule getragen wurde. Ein Tisch und zwei Sitze gleichfalls von Stein

machten die ganze Geräthschaft aus. Durch zwei schmale Fenster, die mit vielen Eisenstangen versehen und so hoch oben angebracht waren, daß man nicht hinaussehen konnte, fiel ein sparsames Licht in diesen traurigen Aufenthalt, wiewohl es doch hinreichte, einige auf den schmutzigen Wänden mit Kohlen gekritzelte, elende Zeichnungen zu beleuchten, welche ihr Dasein den müßigen Stunden früherer Gefangenen verdankten. Große, eiserne Ketten und Bügel waren hin und wieder in den Wänden eingemauert. Eine eichene Thür, dicht mit großen, eisernen Nägeln besetzt und mit Schlössern und Riegeln versehen, verwahrte diese dämmrige Höhle, in welche kein Sonnenstrahl und keine milde Sommerluft hinein zu dringen vermochte, selbst nicht an dem hellsten und wärmsten Juniustage, geschweige in der Mitte des November.

Hier hatten der Schloßhauptmann und Knud Güldenstern schon acht Tage zugebracht, nachdem sie von dem Reichsrath verhört waren. Das Urtheil war gefällt, aber sie hatten nichts davon erfahren. Denn keiner von Beiden ließ sich herab, eine Frage deshalb an Ole Skaaning zu richten, den einzigen, der durch seinen täglichen Besuch die Einförmigkeit ihrer Gefangenschaft unterbrach. Auch hätte ihnen eine solche Frage nichts genützt, denn Ole Skaaning haßte den Schloßhauptmann und war sowohl seiner selbst als Hans Faaborgs wegen rachgierig genug, um die Gelegenheit zu benutzen, da die beiden Gefangenen ganz in seine Gewalt gegeben waren. Er wußte wohl, daß, wenn der König ihnen nicht ans Leben könnte, es ihm lieb sein würde, wenn er ihnen die Gefangenschaft so hart und unbehaglich

machte wie möglich, und zum Theil auch aus diesem Grunde hatte der König sie in den Thurm setzen lassen, denn es würde nicht schwer gewesen sein, einen passenderen Aufenthalt zu finden, der die nöthige Sicherheit mit der Rücksicht verband, die man, bis das Urtheil gefällt war, zwei so hochgestellten und so bedeutenden Gefangenen wohl angedeihen lassen durfte.

Torben Oxe saß mit der Hand unter dem Kinn in nachdenkender Stellung auf der einen Steinbank, während sein Freund mit verschränkten Armen auf und nieder ging. Keiner von Beiden sprach.

Der Schloßhauptmann hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen; die Kerkerluft in Verbindung mit den vielen Gemüthsbewegungen, denen dieser heftige und stolze Mann in der letzten Zeit unterworfen gewesen war, hatte schon ihre Wirkung gethan, seine Wangen waren blaß, eine krankhafte Mattigkeit hatte sich über seine Züge verbreitet und verrieth, daß seine Seele einen Theil ihrer früheren Spannkraft verloren hatte.

Er hatte oft mit der Liebe gespielt, er hatte sich eingebildet, daß er alle die Frauen liebe, die sein Herz auf kurze Zeit eingenommen und seine Sinne bethört hatten. Zum ersten Mal war ihm bei Birgitte Bryske ein ernster und fortgesetzter Widerstand entgegengetreten — und erst jetzt erfuhr er, was wirkliche Neigung sei, erst jetzt liebte er und zum ersten Mal mit aufrichtiger und warmer Hingebung. Aber das ist der wahren Liebe Kennzeichen, daß jedes andere Gefühl darin aufgeht und verschwindet. Es war deshalb hauptsächlich der Gedanke an diese

gezwungene Trennung von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit, der ihn erbitterte, nachdem die erste Wuth über die erlittene Kränkung, wie ein Missethäter verhaftet und in den Thurm geführt zu sein, vorüber war; seine Gedanken weilten einzig bei Birgitte Bryske und das unglückselige Wort: „Morgen!" das letzte, das er zu ihr gesagt hatte, das von beiden Seiten uneingelöste Pfand, das ihm des Himmels Seligkeit eröffnen sollte, klang im Wachen und im Traum unablässig vor seinen Ohren wie ein schmachvoller Hohn der bösen Mächte. Und wie diese beständige Versunkenheit und Vertiefung in seine Gefühle ihn in der Geschäftslosigkeit des Kerkers allmählig unfähig machten, anderen Gedanken Raum zu geben, verzehrten sich seine Kräfte und er verfiel in eine weiche Stimmung, welcher Knud durch Erweckung seines Zorns gegen den König vergebens entgegen zu arbeiten suchte.

Die beiden Edelleute waren durch diese gewaltsame Verhaftung tief in ihrem Stolze verwundet, aber daß ihr Leben bedroht sei, ließ sich keiner von Beiden einfallen.

— „Mich soll verlangen, zu erfahren, wie viel Lösegeld der König für uns fordern wird," sagte Knud Güldenstern, indem er vor Torben still stand. „Jetzt sind wir hier schon drei Wochen heimisch, es wäre wohl Zeit, daß er uns wissen ließe, wie hoch er uns anschlägt."

— „Hei, Torben Oxe! Schloßhauptmann auf Kopenhagens Schloß! Erwache und sei ein Mann! Du sitzest ja so zusammengesunken wie ein Weib hinter dem Ofen!"

— „Meine Gedanken waren auch bei einem Weibe," antwortete der Schloßhauptmann mit nur halblauter

Stimme. „Und Recht kannst Du haben, daß sie vielleicht mehr weiblich waren als männlich."

— „Du hattest auch Recht, als Du damals sagtest, daß morgen ein gefährliches Wort sei," fuhr Torben fort. „Wäre ich Dir gefolgt, so säße ich nun nicht hier fern von Allem, was mir in dieser Welt theuer ist, und Du hättest mein Schicksal nicht getheilt, was mir auch am Herzen nagt."

— „Meinetwegen laß Dir kein graues Haar wachsen, denn ich komme wohl davon, ohne die Haut zurück zu lassen. Denke an Deine eigene Sache und wie Du dem König es vergelten willst, wenn Du wieder frei bist, nachdem Du den gekrönten Räuber mit der Hälfte Deiner Lehnsgüter gesättigt hast, denn an Wenigerem läßt er sich schwerlich genügen. Was mich betrifft, so weiß ich wohl, daß eins meiner Güter ihm auf der Jagd im Wege liegt, und hat er das, wonach ihn schon lange gelüstete, so sind wir wohl quitt — — — obwohl das ein Eigenthum auf nichtswürdige Weise verlieren heißt. — Aber es hilft jetzt nichts, darüber zu klagen, denn in der Falle hat er uns nun einmal und wir müssen sehen, ob wir künftig eine andere Gelegenheit abpassen können, uns bei Sr. Gnaden bezahlt zu machen."

Torben Oxe antwortete nicht. Knud Güldenstern schüttelte den Kopf und setzte seine Wanderung wieder fort.

— „Es ist Jemand an der Thür, wahrscheinlich der Kerkermeister. Nimm Dich doch so viel zusammen, daß der freche, schwatzhafte Kerl, der offenbar darauf ausgeht, uns

zu kränken, nicht sagen kann, drei Wochen Gefängniß reichten hin, um einen Edelmann zum Schwächling zu machen."

Der Schloßhauptmann erhob das Haupt mit dem gewöhnlichen, stolzen Wurf und als die Thür aufging und Ole Skaaning eintrat, begegnete dieser zwei Augenpaaren, die ihn mit allem dem Hochmuth betrachteten, womit damals ein Oberer seine Untergebenen ansah. Torben schlug die Beine über einander und nahm eine gleichgültige Miene an, Knud Güldenstern fuhr fort, auf und nieder zu gehen, und keiner von Beiden nahm die mindeste Kenntniß von dem Eintretenden.

Ole Skaaning blieb in der Thür stehen, betrachtete die beiden Gefangenen mit schadenfrohem Lächeln und sagte mit spottender Betonung, ohne die mindeste, begrüßende Bewegung zu machen: „Strenger Herr Schloßhauptmann! Ich beuge mich, wie es sich von selbst versteht, vor Euch in Unterthänigkeit — — — und vor Euch, edler Herr Knud Güldenstern — — — aber ich muß auch dankbar anerkennen, daß mein Käfig zwei so schöne Vögel beherbergt, während er doch eigentlich nichts Anderes ist als ein einfacher Eulenbauer, worein Se. Gnaden Euch gesetzt hat."

— „Ich komme zu fragen, ob Ihr noch etwas zu befehlen habt, edle Herren, ehe ich für die Nacht zuschließe. Denn wenn das Licht erloschen und die Pforte verschlossen, ist aus den Augen und Sinnen, wer da steckt drinnen." Dabei schüttelte er sein Schlüsselbund.

— „Ihr könnt ja Alles bekommen, was sich ein Edelmann wünschen kann, Bier und Wein, denn ich sehe, daß

Ihr das, was Ihr bekamt, schon Vormittags ausgetrunken habt. Aber das ist nicht wohlgethan, denn Vormittagszecher machen oft Nachmittagsnarren. Ein trunkener Mann fängt sich selbst, wißt Ihr wohl, wenn es wahr ist, was unter den Leuten umgeht, daß Ihr Euch von gutem Wein habt bethören lassen, mehr zu sagen, als klug war — — — Ja, wer hat nicht seinen Rausch gehabt? Aber ein Betrunkener muß nicht antworten, denn ist das Getränk auch nicht sehr stark, so wirft es doch oft genug einen Ritter vom Pferde, und ein Betrunkener macht nichts recht, außer wenn er sich schlafen legt und wäre es auch in der Grube."

— „Ihr findet es wohl etwas kühl hier im Thurm," fuhr Ole Skaaning unverdrossen fort, „aber das bringt die Jahreszeit mit sich. Der Sommer ist aus, da friert man nicht, da ist der Ofen unter jedem Busch, sagt man. Aber den Kuckuck und das Siebengestirn sieht man nicht beisammen, weiß Jeder, und so lange die Lerche vor Lichtmessen singt, eben so lange schweigt sie nachher. Jetzt ist ja schon der Jahrestag vorbei, erinnere ich mich genau, daß Ihr Hans Schreiber hängen ließt."

Der Schloßhauptmann stieß einen unwillkürlichen Seufzer aus und Ole Skaanings Augen glänzten vor Freude, als er seinem Gefangenen dieses Schmerzenszeichen abgenöthigt hatte.

— „Ja, Ihr mögt wohl sagen, gestrenger Herr Schloßhauptmann, daß das eine betrübte Erinnerung ist. Nun ist bald kein Fetzen Fleisch mehr an dem armen Burschen, so hat ihn der Wind ausgedörrt, die Raben und Krähen halten Mahlzeit an ihm und Keiner würde glauben,

daß das dürre Gerippe, das da auf dem alten Markt hängt und baumelt, der runde und behende Hans Faaborg gewesen sei. Aber das ist die Frucht des Rechtsganges. Kommt man erst vors Gericht, so muß man bald das Haus bestellen, man sei vornehm oder gering. Wer die Macht hat, hat auch das Recht und es wäre gut für Hans Schreiber gewesen, wenn er noch ein Jahr länger gelebt hätte, denn jetzt könnte es sich zutragen, daß er dem Galgen entschlüpft wäre, derweil Ihr zu thun haben werdet, Euch frei zu machen von dem König, der doch das Gesetz und des Gesetzes Ende ist, wie es auch gehen mag."

— „Aber gewiß," fuhr Ole Skaaning fort, „gewiß ist Hans Schreiber ein schlimmes Gespenst für Euch, wiewohl Ihr ihn nicht habt in die Erde kommen lassen und es ihm schwer werden wird, den Hals aus dem Bügel zu ziehen. Und ich müßte mich sehr irren, wenn das, was jetzt geschehen ist, nicht Hans Schreibers Bezahlung und Dank für gestern ist. Man soll nicht immer den Geringen verachten, er kommt oft dennoch in die Höhe. Der Elende ist bald böse gemacht und eine Ameise hat auch Galle, sagt man. Wäret Ihr milder gegen Hans Schreiber gewesen und hättet weniger danach gedürstet, einen Diener mehr im Galgenbügel zu sehen, so wäret Ihr vielleicht länger von den Bügeln im Thurm fern geblieben als jetzt. Denn Ihr müßt doch gestehen, strenger Herr Ritter, daß Ihr manche Zeit gelebt habt, wo es weiter von dem Bügel dort an der Mauer bis zu Eurem Hals war, als es jetzt ist. Aber damals waret Ihr ein strengerer Herr, als Ihr jetzt seid, und ich vergesse es nicht so bald, daß Ihr da manchmal zu mir sagtet, ich

wäre zu schlecht, als daß ein schäbiger Hund einen Bissen Brot aus meiner Hand nähme — — — obwohl Ihr jetzt jeden Bissen, den Ihr in den Mund steckt, aus derselben Hand annehmen müßt."

Das Blut war dem Schloßhauptmann in die Wangen gestiegen, er hatte alle seine Selbstbeherrschung nöthig, um nicht in ohnmächtigem Zorn auf den frechen Spötter los zu brechen.

Knud Güldenstern stand plötzlich still vor dem Kerkermeister und heftete einen stolzen und gebietenden Blick auf ihn, der Ole Skaaning zwang, die Augen nieder zu schlagen, so mächtig war die Gewohnheit über ihn, sich beherrschen zu lassen, und so viel Kraft lag in dem Blicke des Ritters.

— „Geht," sagte er mit ruhiger und kaltblütiger Stimme, indem er seinen Zorn bezwang und auf die Thür zeigte, „und untersteht Euch nicht, noch ein Wort in diesem Raum zu sprechen, sonst sollt Ihr erfahren, daß Knud Güldenstern es nicht scheut, einen schäbigen Hund im Fall der Noth anzufassen. Ich werde Euern frechen Hals mit dieser Hand so fest schnüren, daß der Galgenbügel ihn nicht fester schnüren soll. Geht, Ihr Hund, wenn Ihr nicht hinausgestoßen werden wollt."

Ole Skaaning erhob unwillkürlich sein großes Schlüsselbund, aber Knud Güldenstern veränderte nicht eine Miene bei dieser drohenden Geberde. Des Ritters Kaltblütigkeit beherrschte ihn und Gewalt durfte er gegen Gefangene sich nicht erlauben.

— „Geht, Ihr elender Sklave, und prüft nicht länger meine Geduld, denn sagt Ihr noch ein Wort oder bleibt

Ihr noch einen Augenblick länger hier, so werde ich Euch fühlen lassen, daß die Fersen eines Ritters mit Sporen versehen sind. Marsch! Fort mit Euch!"

Ole Skaaning kehrte sich murmelnd um und verließ den Thurm. Draußen machte er so viel Geräusch, wie er konnte, um die Thür zu verschließen und die großen Bolzen und Riegel vorzuschieben. Es verdroß ihn, daß er dem Ritter die Antwort schuldig geblieben war, aber er schämte sich, ohne Veranlassung wieder zu erscheinen, denn er fühlte seine Geringfügigkeit den Edelleuten gegenüber, indem er murmelte: „Ein ungekämmtes Füllen kann ein Pferd und ein armer Schüler ein Priester werden, aber ein Edelmann ist und bleibt ein Edelmann, wie er geboren ist, und wenn man ihn auch unter Schloß und Riegel einsperrt. Aber ist die Nadel auch klein, so sticht sie doch so, daß es weh thut — — — und geringe Wunden können auch tödten, wenn man sich Zeit läßt."

— „Hatte ich einen Dolch, so lebte er nicht mehr," sagte Torben Oxe aufgebracht. „Der freche Schurke!"

— „Es freut mich, daß Du wieder böse werden kannst," sagte sein Vetter. „Das hätte ich kaum noch geglaubt. Noch ist nicht aller Tage Abend und die Zeit zur Rache kommt wohl einmal. Aber Niemand soll mich überreden, daß er aus eigener Bewegung so zu sprechen wagt, man hat ihm gewiß aufgetragen, uns zu reizen. Es soll ihnen nicht glücken, aber Se. Gnaden vermehrt seine Rechnung dadurch bei uns."

— „Ich könnte es fast bereuen, daß ich vor einem

Jahre Hans Schreiber so streng behandelte, obwohl er ein Verräther war," sagte Torben nach einer Pause.

— „Eher solltest Du bereuen, daß Du ihn nicht ein Jahr früher hast aufknüpfen lassen," sagte Knud Güldenstern. „Das ist der einzige Fehler, der hier zu beklagen ist nach meiner Meinung, aber er ist vielleicht auch groß genug."

Einige Stunden waren verflossen, es mußte spät Nachmittags sein, denn im Gefängniß ward es nachgerade dunkel. Die Fenster gingen nach Norden hinaus und der röthliche Schein des klaren Himmels beim Untergang der Sonne fand durch die schmalen Öffnungen und engen Eisengitter den Weg nicht zu ihnen.

Ein Geräusch an der Thür weckte die Edelleute aus der Erschlaffung, in welche sie gesunken waren, nachdem das Gespräch längst gestockt und jeder für sich in der Stille allerlei Betrachtungen angestellt hatte, zu welchen ihre Lage so viele Veranlassung gab. Die Thür ward aufgeriegelt, der Schlüssel pfiff im Schlosse und ward mit ungewöhnlicher Langsamkeit umgedreht, aber die Thür doch nicht geöffnet.

Die Ritter lauschten. Zwei Stimmen sprachen draußen, die eine grob und rauh, die andere fein und jammernd. Nur einzelne Laute drängten sich durch die dicke, eisenbeschlagene Thür, aber kein Wort löste das Räthsel.

— „Es ist der Schließer, aber er ist nicht allein — — es ist ein Knabe bei ihm."

— „Vielleicht mein Page, der wohl eine zu wichtige Person ist, um eingelassen zu werden," sagte Torben Dre.

„Wiewohl es mir leid thun sollte, würde es mir doch herzlich lieb sein, ihn zu sehen und Nachricht zu erhalten von meiner Herzgeliebten und von unseren Freunden.“

Die Thür ward ein wenig geöffnet, ein schmaler Lichtstreif von einer Laterne spielte auf den Fußboden hinein. Der Kerkermeister war offenbar noch in Zweifel, ob er eintreten solle.

— „Sie haben es nicht verdient, sie sind zu hochmüthig,“ sagte Ole Skaaning draußen. „Ich will Euch gern etwas Anderes zu Gefallen thun, nur gerade dies nicht.“

Eine ächzende Stimme bat kläglich.

— „So geht, obwohl es gegen meine Pflicht und gegen meine Rache ist,“ sagte Ole Skaaning. „Ich weiß nicht, wie es mit Euch ist, aber man kann Euch nichts abschlagen. Hätte ein Anderer mich darum gebeten, so wäre ich eher in den Sund gesprungen, statt ihm die Thür zu öffnen. Aber ich vergesse nicht, was Ihr für mich gethan habt, denn Ihr hättet mich leichter um den Hals bringen als mich retten können. Und wenn Ihr mich mit den Augen bittet, kann ich nicht Nein sagen und wenn der Galgen darauf stände.“

— „So geht denn! Aber auf Bedingung und Versprechen und ein Wort ist ein Wort: Waffen oder Werkzeug dürft Ihr ihnen nicht bringen und mehr als eine Viertelstunde kann ich Euch nicht bewilligen, sonst würden die Schildwachen Unrath merken, da sie Euch mit mir in den Thurm haben gehen sehen, und mit diesen beiden Herren versteht Se. Gnaden keinen Spaß, wenn er das Geringste davon erfährt. Wenn Ihr mir Euer Versprechen darauf

geben wollt, so will ich Euch einlassen, denn ich weiß, Ihr haltet, was Ihr versprecht, und Euer Wort gilt mir mehr als Eid und Handschrift von zehn Rittern."

Gleich darauf ward die Thür geöffnet und im Schein der Laterne des Kerkermeisters zeigte sich ein Mädchen wie ein Engel des Lichts. Als sie mit furchtsamen Schritten das Gefängniß betreten hatte, ward die Thür hinter ihr verschlossen, der Lichtschimmer verschwand wieder und die Abenddämmerung schien den verwunderten Rittern noch dunkler als vorher, da sie den Gast nicht erkennen konnten, der sie in diesem traurigen Aufenthalte besuchte.

Das Herz des Schloßhauptmanns schlug heftig bei dem Anblick des jungen Mädchens; sein erster Gedanke fiel auf Birgitte Bryske, so unwahrscheinlich es auch war, daß sie, welche kaum seine Liebeserklärung angenommen hatte, dem Zorn des Königs und den Schrecken des Kerkers trotzen würde, um ihn zu besuchen. Aber für ihn gab es kein anderes weibliches Wesen als Birgitte Bryske und man glaubt so gern, was man innig wünscht. Doch — dies Mädchen war nicht Birgitte und ihr Auftreten war zu schüchtern für eine der Jungfrauen der Königin.

Das junge Mädchen schlug den Schleier zurück. Knud Güldenstern betrachtete sie verwundert, ihm war sie ganz fremd. Torben Oxe erkannte Anna auf der Stelle. Er trat ihr entgegen und reichte ihr die Hand, welche sie kaum berührte.

— „Es ist ein gutes Zeichen, daß eine gute Seele hier hat eintreten dürfen," sagte er. „Die Botschaft, die Du bringst, muß eine gute sein."

— „Ach, daß ich Euch an diesem entsetzlichen Orte wiedersehen muß, edler Herr," sagte Anna verlegen, als ihr Blick, nachdem er das Gefängniß durchkreist hatte, sich auf den Ritter wandte, „und daß ich nichts zu Eurer Rettung thun kann, während Ihr mich doch einmal aus großer Noth errettetet!"

— „Ich nehme Deinen guten Willen für die That und erkenne Dich wohl. Aber sage mir nun, wer Dich sandte und ob Du ersehnte Botschaft bringst?"

Anna berichtete erröthend, daß Klaus Daa und viele Herren von Adel sich eifrig mit der Sache des Schloßhauptmanns beschäftigten, aber daß es bisher nicht möglich gewesen sei, ihm Nachricht zukommen zu lassen, da der Kerkermeister weder durch Versprechungen noch durch Bestechungen habe bewogen werden können, ihnen zu Willen zu sein. Alle Diener des Schloßhauptmanns wären aus dem Schloß entfernt, nur königliche Trabanten besorgten die Wachen und zwar mit großer Strenge. Klaus Daas Diener habe Anna erzählt, wie bekümmert sein Herr darüber sei, und sie, welche einmal Gelegenheit gehabt habe, dem Ole Skaaning einen Dienst zu erweisen, und auf seine Gefälligkeit glaubte bauen zu können, habe es übernommen, sich in den Thurm zu schleichen mit Botschaft von den Freunden der gefangenen Ritter.

Durch Anna erfuhren nun Torben Oxe und Knud Güldenstern, daß der Reichsrath längst das Urtheil gefällt und sie freigesprochen habe, der König aber es nicht dabei bewenden zu lassen gedenke, sondern geschworen habe, daß es dem Torben Oxe das Leben kosten solle. Man sähe mit

ängstlicher Spannung den Maßregeln entgegen, welche der strenge König, der die Gefangenen ganz in seiner Macht habe, gegen sie anwenden würde, und Klaus Daa bäte sie inständig, keine Gelegenheit zur Flucht zu versäumen, sobald sich eine solche darbiete, denn Gnade sei fast so wenig wie Gerechtigkeit zu erwarten. Wolle kein anderer Vorwand sich finden, so müsse der Schloßhauptmann sich krank stellen und einen Beichtvater verlangen; man könne diesen vielleicht überreden oder ihn zwingen, im Gefängniß zurück zu bleiben, und in dessen Kleidern müsse er entschlüpfen, besonders Abends in der Dämmerung. Für Knud Güldenstern sei man nicht in Sorgen, auf ihn zürne der König in weit geringerem Grade. Herr Daa bitte den Schloßhauptmann, zu bedenken, daß mehr als ein Herz um ihn in Kummer sei, und sich seine Warnung zu Herzen zu nehmen; er bitte darum in deren Namen, die ihm die Theuerste sei und die ihre Bitten mit den seinigen vereinige.

Aber obwohl Torben gerührt war von so großer Theilnahme derjenigen Person, die er in Gedanken und Herzen trug, sowie der vielen braven Ritter, wollte er doch nichts von Flucht hören, selbst wenn sie nicht unmöglich gewesen wäre. Seine Handlungen hätten nie das Licht gescheut, was er gethan habe, sei Allen bekannt, möge man sie billigen oder mißbilligen. Was man ihm jetzt zur Last lege, daran habe er keinen Theil, er sei kein Mörder und Giftmischer, wie Jeder wisse, der ihn kenne. Seine Sache müsse vom Rathe gerichtet werden, Andere könnten ihn nicht richten. Wie sehr ihn auch der König hasse und wie ungebührlich lange Zögerungen man auch mache, müsse er doch von

so grundlosen Beschuldigungen freigesprochen werden. Aber entfliehe er aus der Haft, so gebe er dadurch dem Verdachte Nahrung und grabe sich selbst die Grube. Mit Rücksicht aber auf die, in deren Namen Klaus Daa ihn zur Flucht aufgefordert habe, wolle er auch ihretwegen seine Ehre rein erhalten; der Gedanke an sie martere ihn jetzt am meisten, tröste ihn aber auch mehr als Alles, da er von ihrer Theilnahme überzeugt sei. So lange er athme, schlage sein Herz nur für sie und an der Hand, die er einst mit Gottes und der Heiligen Hülfe als freier und freigesprochener Mann ihr zu reichen hoffe, solle nichts kleben, was ihr ein Erröthen abnöthigen könne. Es sei allerdings wahr, daß er sich innig nach ihr sehne und jede Stunde, bis er sie wiedersehe, zähle, aber er verlasse sich zu sehr auf sein gutes Recht, um an seiner baldigen Freisprechung zu zweifeln, dagegen die Flucht diese mehr verzögern als beschleunigen würde.

Mit thränenvollen Augen empfing Anna diesen Bescheid als Antwort. Ole Skaaning rasselte mit den Schlüsseln, um sie zu erinnern, daß die verstattete Frist abgelaufen sei.

— „Edler Herr Ritter, Ihr müßt Eure Gefahr bedenken, welche größer ist, als ihr glaubt,“ sagte sie eilig. „Es sind nicht Alle, welche den Rücken wenden, Flüchtlinge und es ist eben so klug wie tadellos, der Gewalt seines Feindes sich zu entziehen. Ich dachte — — — Ihr müßt mir diese Dreistigkeit vergeben — — — daß es vielleicht jetzt geschehen könnte,“ fügte sie leise und schüchtern hinzu, „und daß ich das geringe Werkzeug zu Eurer Befreiung sein könnte. Wenn Ihr meine Kleider nähmet und zu

entkommen versuchtet — — — Ich habe nur versprochen, Euch keine Waffen oder Geräthschaften zu bringen — — — Es ist hier dunkel — — — Ich könnte mich rasch hinter der Säule umkleiden — — — Vielleicht glückte es Euch, zu entkommen."

Der Schloßhauptmann betrachtete das junge Mädchen gerührt, welches, mit Verschämtheit kämpfend, sich erbot, dem Schimpf und der Gefahr zu trotzen, um ihn zu befreien.

— „Und Du? Was würde Dein Schicksal sein?"

— „O, man würde mir nichts thun — — — man würde sich nicht an einem Mädchen rächen — — — und auf mich kommt wenig an, wenn Ihr nur frei werdet; um mich wird Niemand weinen — — — aber für Euch schlagen viele Herzen mit Angst und Pein."

Torben Oxe ergriff ihre Hand und drückte sie bewegt in den seinigen.

— „Es müßte wenig Gerechtigkeit vorhanden sein," sagte er, „wenn Niemand um Dich weinte, denn ein solches Herz ist unschätzbar. Und kennt es kein Anderer, so weiß Torben Oxe, was es werth ist, und er erlebt wohl den Tag, daß er Dir die Erkenntlichkeit seines Herzens, deren es jetzt voll ist, auch mit der That bezeigen kann."

— „Da," fuhr er fort, indem er ein kleines Amulet, das er an einer seidenen Schnur um den Hals trug, ablöste, „bringe dies mit meinem Gruß dem Hoffräulein der Königin, Birgitte Bryske. Ich kann mir keinen besseren Liebesboten wünschen. Bringe ihr meinen Gruß und sage ihr, daß der, welcher ihr dies überschickt, ein weibliches Herz zu schätzen weiß — — — und daß dies sein größtes

Glück ist. Vergiß nicht diese Worte und Du wirst mir damit einen großen Dienst leisten."

Ole Skaaning öffnete die Thür ein wenig. Ein Lichtstreif fiel wieder hinein und beschien die bleiche und betrübte Anna; beide Ritter standen im Dunklen. Geblendet vom Licht und beschämt über ihre Thränen hielt sie die Hand vor die Augen.

Der Schloßhauptmann nahm ihr die Hand fort, betrachtete sie mit freundlichem Lächeln und drängte sie sanft nach der Thür hin. Als Anna das Gefängniß verlassen hatte, drückte er selbst die Thür hinter ihr zu und so verschwand der einzige Lichtschimmer, der in das dunkle Gewölbe hineinfiel.

Als Ole Skaaning Anna den Thurm hinabbegleitet und sie sicher über die Brücke nach der Stadt hatte gehen sehen, kehrte er um und trat langsam ins Gefängniß mit der Leuchte in der Hand.

Die Ritter, welche nach Annas Weggange in Gedanken versunken saßen, blickten auf und als sie ihren Plagegeist erkannten, wandten sie ihm den Rücken.

— „Befehlt Ihr, daß ich die Lampe anzünde?" fragte Ole Skaaning mit einer Stimme, welche, wenn sie auch nicht freundlich war, doch nichts von dem Herausfordernden hatte, womit er bisher die gefangenen Ritter anredete.

Keine Antwort.

— „Es ist hier dunkel und die Abende lang; Edelleute sind es besser gewohnt," fuhr er fort, während er Öl in eine alte, eiserne Lampe goß, die von der Decke herabhing,

und sie anzündete, so daß sie einen klaren und lebhaften Schein gab.

— „Sollte Euch noch etwas belieben? — — — Sie antworten nicht,“ murmelte er für sich. „So ist es nicht meine Schuld und ich habe mein Versprechen gehalten — — Hm! Ich glaube, die kleine Hexe hat mirs angethan — — Sie sitzen, als ob sie weder hören noch sprechen könnten. Ein Sack verliert manches Brot, sagt man, weil er nicht sprechen kann. Schweigen macht unlustige Gesellschaft und schweigt man oft zum eigenen Vortheil, so schweigt man auch oft zum eigenen Nachtheil — — —“

Als Ole Skaaning den Rittern kein Zeichen, daß sie ihn bemerkt hätten, entlocken konnte, wandte er sich um und verließ das Gefängniß, das er mit aller Vorsicht, aber mit weniger Geräusch verschloß, als er sonst pflegte.

— „Ich glaube, das Mädchen ist ein Kobold,“ sagte Knud Güldenstern. „Aus Euch hat sie einen Schwärmer gemacht und den Kerkermeister hat sie aus einem Bären in ein Lamm verwandelt, was ein noch größeres Kunststück ist. Bisher haben wir uns mit Dämmerung begnügen müssen, denn die Lampe qualmte mehr, als sie brannte, aus Mangel an Öl. Aber heute Abend scheint sie wie eine Kerze, so daß wir deutlich sehen können, wie adlig man für unsere Bequemlichkeit gesorgt hat,“ fügte er hinzu.

— „Unschuld hat Huld,“ sagte Torben Oxe, „und Niemand ist vergebens fromm. Ein solcher Besuch kann auf manche Gedanken bringen, die man vorher nicht gehabt hat, und ein guter Geist hinterläßt eine gute Spur.“

— „Hilf Himmel, Du sprichst ja mehr wie ein Mönch als wie ein Schloßhauptmann," sagte Knud Güldenstern. „Komm, wir wollen den guten Schein der Lampe benutzen, um uns die Zeit zu vertreiben und die Grillen zu verjagen, denn es fehlt nicht viel daran, so hältst Du die Nachricht des Mädchens für mehr als Weibergeschwätz und denkst an Deinen Tod, als ob es dem König eben so leicht wäre, Dich vom Leben zu bringen, als er wohl wünschte, daß es in seiner Macht stände."

— „Das gerade nicht, aber mein Sinn ist nicht sehr gestimmt, sich zu zerstreuen."

— „So mußt Du ihn stimmen; Besseres könnt Ihr nichts thun, zumal da Ihr nun wißt, daß Eure Dame Eurer in Liebe gedenkt, und das muß aller Trost sein, dessen ein Ritter bedarf. Kommt, wir wollen zum Zeitvertreib würfeln."

Der Schloßhauptmann konnte der Versuchung nicht widerstehen, die seine alte Zuneigung zu dem lange vergessenen Spiel weckte. Lächelnd griff er in die Tasche und zog die Würfel hervor.

— „Ich wußte wohl, daß Ihr, wenn auch waffenlos, doch nicht würfellos wäret, sondern die Glückskugeln bei Euch hättet," sagte Knud Güldenstern. „Um was spielen wir?"

— „Das ist leicht zu sagen. Sie haben uns Alles genommen außer dem Leben — — —"

— „Ich glaube, die Furcht des Mädchens hat Euch angesteckt. Nun wohl, da wir nichts Anderes haben, so

laß uns um das spielen, was wir haben. Wir sind Beide jung und da ist es gut, aus vollem Beutel zu spielen. Wie viele Jahre wollt Ihr gegen mich setzen?"

— „Ich setze am liebsten Alles auf einen Wurf," sagte Torben. „Das ist meine alte Gewohnheit. Wir wollen das Leben nicht zerstückeln, als wäre es Scheidemünze. Laß uns werfen, wer den Hals zuerst hinstrecken wird — — um Sr. Gnaden sich zu fügen."

— „Nun wohl, ich habe nichts dagegen. Laß uns nun sehen, wer den ersten Wurf hat — — — Wirf!"

Sie warfen auf ein Mal, Jeder einen Würfel in die Höhe.

— „Vier!"

— „Eins!"

— „So werfe ich zuerst," sagte Knud Güldenstern und schüttelte beide Würfel in der Hand. „Wenn man ums Leben wirft, muß man sich so viel Zeit lassen, wie man gebraucht, um ein Paternoster zu lesen — — — Nun da! — — — Zehn! — — — Das war kein schlechter Wurf. Das wirst Du mir kaum nachthun."

Der Schloßhauptmann schüttelte die Würfel und warf.

— „Alle sechs! — Die habe ich selten in meinem Leben geworfen und nun fällt das Loos so leicht — — — Es ist ein dummes Spiel," fuhr er fort, indem er aufstand und die Würfel wegstieß. „Man soll mit dergleichen kein Spiel treiben, wenn man auch weiß, daß zuletzt kein Ernst daraus werden kann und daß diese Prophezeiung keine Wahrheit enthält. Es ist ein dummes Spiel."

— „Meiner Treu, Torben Oxe, ich erkenne Euch nicht wieder,“ sagte Knud, als der Schloßhauptmann mit trüber Miene auf und nieder ging. „Wenn dies eine Frucht der Liebe ist, so will ich meinen Schutzgeist bitten, mich vor der wahren Liebe zu bewahren, und will mich mit der begnügen, die ich bis jetzt kenne. Vor vier Wochen hätte mir Niemand eingebildet, daß Torben Oxe aus Liebe sich würde verleiten lassen, wie ein Thor auf des Königs Frage zu antworten und Grillen zu fangen, weil er im Würfelspiel die höchsten Augen geworfen hat.“

Aber da Torben nicht antwortete und nicht einmal that, als ob er es gehört habe, warf sich Knud auf die Bank, die Hand unter dem Kopf, und starrte verdrießlich in die Höhe, bis er einschlief, theils aus Langerweile, theils eingeschläfert von Torben Oxes einförmigen Schritten, da dieser fortfuhr, auf und nieder zu gehen.

Einige Tage nachher sah man festlich gekleidete Bauern zu den Stadtthoren hineinziehen. Es ging das Gerücht, der König habe ein Gericht von zwölf Bauern aus Solberg und den nächsten Dörfern bei Kopenhagen berufen, um den Handel zwischen Sr. Gnaden und den beiden Verhafteten zu entscheiden. Die Bürger versammelten sich an den Straßenecken und sprachen von diesen ungewöhnlichen Begebenheiten, überall bemerkte man, wie sehr die beiden untersten Stände an einer Sache Antheil nahmen, die die beiden obersten so nahe anging. Um das Schloß rottete sich das Volk zusammen und starrte über die aufgezogene Brücke nach dem Thurm, wo die beiden Ritter saßen. Edelleute ließen sich dagegen nur wenige blicken und die einzelnen, die

durch die Gassen gingen oder ritten, wurden kaum bemerkt. Es war, als ob ein Edelmann heute weniger als gestern bedeutete, da nun Bauern über ihn Gericht halten konnten.

Vormittags kamen die Bauern, welche Richter sein sollten, geritten und stiegen außerhalb des Schlosses ab. Es waren alte, würdige Männer in langen Wämmsern mit großen Zinnknöpfen und breitkrämpigen Hüten; der König schien die ältesten gewählt zu haben, um diesem ungewöhnlichen Gericht durch Erfahrenheit des Alters das an Ansehen zu ersetzen, was ihnen an Kenntnissen fehlte. Einige von ihnen sahen furchtsam und verzagt aus, als ob ihnen nichts Gutes ahnte aus einem Vorgange, der nicht viel mehr war, als die Hand zwischen Baum und Borke zu stecken und sich in einen Streit zwischen König und Adel zu mischen. Aber Andere schritten unverzagt einher, als ob sie sich ihrer Wichtigkeit bewußt wären in einem Augenblick, der dem Bauernstande eine Bedeutung gab, die er bisher nicht gehabt hatte.

Als die Bauern in das Schloß hinein gekommen waren, ward es den Nächststehenden erlaubt, ihnen zu folgen, ehe die Brücke wieder aufgezogen wurde. Ein kleiner Haufe von gemeinem Volk und Bürgern strömte durch die Pforte und sie erschraken, als sie in den großen, dunklen Schloßhof kamen und sahen, wie wenige ihrer waren. Beschämt, bei einer so wichtigen Angelegenheit gegenwärtig zu sein, und in scheuer Angst vor dem Ausfall drückten sie sich dicht an die Mauern und nie hat eine Gerichtsversammlung ängstlichere Zeugen gehabt als dieses Geschwornengericht, das seinesgleichen nicht aufweisen kann in den Jahrbüchern Dänemarks.

Mitten im Schloßhofe waren vier Spieße als Gerichtsstäbe in die Erde gepflanzt; in dies Gehege gingen die Bauern paarweis und als sie den Eid abgelegt hatten, daß sie in dieser Sache nach Recht und Billigkeit, wie es ihr Gewissen ihnen vorschriebe, urtheilen wollten, war das Gericht eröffnet. Der Schloßhauptmann wurde von Ole Skaaning in den Kreis geführt und von einer Schaar königlicher Trabanten begleitet. Unwissend, weshalb man ihn aus dem Gefängniß hierher führte, erstaunte er höchlich, sich hier unter freiem Himmel vor ein Gericht gestellt zu sehen, das er nicht als gesetzlich anerkennen konnte, um in irgend einer Sache zu entscheiden, geschweige in dieser. Aber als der Anwalt in des Königs Namen vortrat und die von dem König gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, sodann Torben Oxes Verantwortung zu seiner Rechtfertigung vor dem Reichsrath sammt den Gegengründen und Widerlegungen vortrug und ihn darauf für schuldig erklärte mit der Behauptung, daß Jedermann dies erkennen und recht finden werde, der nach gesunder Vernunft und Gerechtigkeit urtheile, ohne Finten und Schliche anzuwenden — da konnte der stolze Schloßhauptmann zu so öffentlich vorgebrachten Beschuldigungen nicht länger schweigen. Er trat dreist vor die Schranken und wies jede mit Hinsicht auf Dyvekes Tod ihm zugeschriebene Absicht zurück. Und wiewohl er nicht läugnen wolle, daß er in seinem Scherz mit ihr streng genommen etwas zu weit gegangen sei, so glaube er doch, daß dies nicht als ein Majestätsverbrechen und als seine Ehre oder sein Leben gefährdend betrachtet werden könne. Wenn er hierin einen kleinen Fehler begangen habe, so sei

dieser wohl durch seine langwierige, harte und ehrlose Haft abgebüßt. Der Reichsrath habe ihn schon längst freigesprochen hinsichtlich jeder diese Punkte betreffenden Verläumdung und hiermit sei das Urtheil gefällt; er wisse deshalb nicht, warum Se. Gnaden ihn als einen Edelmann aufgefordert habe, zum zweiten Male deswegen und zwar mit einfachen Bauern zu hadern, deren Meinung hierbei nichts verschlage und die nichts mit dem Rechtshandel zwischen ihm und dem König zu schaffen hätten.

Als er diese Worte zu seiner Verwahrung ausgesprochen hatte, verließ er den Kreis mit stolzem Schritt und ging zum Thurm zurück, begleitet von Ole Skaaning und den königlichen Trabanten. Und überall, wo er vorbei kam, beugte sich die versammelte Menge vor dem ehemals mächtigen Manne, der selbst als Gefangener seinen Stolz und seine Würde bewahrt hatte, und die Bürger bedauerten es, daß ein solcher Ritter wegen seiner Handlungen vor einem Gericht von bloßen Bauern habe Rede stehen müssen. Es befremdete sie auch, daß Alles dies Dyvekes wegen geschehe, die doch nur die Buhlin des Königs gewesen sei, und sie meinten, es müsse Ihre Gnaden die Königin schmerzen, daß diese alten Sachen von Neuem aufgerührt und im Schloßhofe ihren Fenstern gegenüber verhandelt würden. Aber Torben Oxe bemerkte nichts von Allem, was um ihn vorging oder geflüstert wurde, er erwiederte keinen einzigen Gruß, denn seine Blicke flogen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, unablässig von einem Fenster zum andern in der Hoffnung, auf diesem gezwungenen Gange die zu erspähen, an welcher sein Herz hing. Aber ungeachtet die

vielen Schloßfenster voll von Menschen waren, welche mit mehr oder weniger Theilnahme dies Schauspiel betrachteten, war doch Birgitte Bryske nicht darunter. In der ganzen Wohnung der Königin war keine Spur lebendiger Wesen, er hätte sie für ausgestorben halten können, wenn nicht das verweinte Gesicht der kleinen Sophie Glob an einem der Fenster der geheimen Treppe bewiesen hätte, daß man in diesem Theil des Schlosses eben so viel Antheil nehme an seinem Schicksal als in irgend einem anderen.

Als der Schloßhauptmann fort war, rathschlagten die Bauern lange über das, was sie gehört hatten, für und wider. Tiefes Stillschweigen herrschte unterdeß bei den Zuschauern; es war, als ob Jeder den Athem anhielte, um irgend eins der murmelnden Worte dieser zu einer so wichtigen Entscheidung berufenen Bauern zu erlauschen. Und mangelte diesem Gericht zwar äußere Pracht und Ansehen, wie man es bei dem, welches sonst über Ehre und Leben des Adels entschied, zu sehen gewohnt war, so gewann es vielleicht um so mehr an Würde durch die Einfachheit und den Ernst, der dabei obwaltete.

Endlich hatten sich die Bauern über ihren Ausspruch vereinigt. Der älteste von ihnen winkte dem zur Verkündigung desselben außerhalb des Kreises harrenden, königlichen Herold und während alle Bauern die Häupter entblößten, sprach er das Urtheil an den Herold aus, der es dann mit hoher und lauter Stimme ausrief: „Das Gericht hat den Ausspruch gethan, wie folgt: Wir verdammen Torben Oxe nicht, aber seine eigenen Thaten verdammen ihn!“

Als das Urtheil ausgerufen war, begaben sich die

Bauern fort. Die Zugbrücke ward herabgelassen und als die zwölf Bauern, begleitet von der stillschweigenden Schaar derer, welche diesem ungewöhnlichen Gericht beigewohnt hatten, langsam hinschritten über die Brücke zu der jenseits versammelten, mit Neugier den Ausfall erwartenden Menge, wich Jeder zurück vor den strengen und ernsten Gesichtern und Keiner erkundigte sich nach dem gefällten Urtheil, das offenbar die Richter eben so sehr wie die Zuhörer in Schrecken gesetzt hatte.

Torben Oxe.

Des Schloßhauptmanns Verurtheilung machte großes Aufsehen unter den Bürgern und ward auf die verschiedenste Weise besprochen und ausgelegt. Einige meinten, das Urtheil sei unvollständig und unverständlich, es sei darin weder das Verbrechen, weshalb er verurtheilt sei, noch die Strafe bezeichnet, die Sache sei dadurch um keinen Schritt weiter gekommen, die Bauern hätten sich sehr klug und bedachtsam aus dem Handel zu ziehen gewußt. Andere meinten, das Urtheil beziehe sich deutlich genug auf die dem Schloßhauptmann schuld gegebenen Punkte, auch sei es eine Verurtheilung und die auf ein Majestätsverbrechen festgesetzte Strafe sei anzuwenden, aber ein solcher Ausspruch käme Bauern nicht zu, sie wären nicht gesetzkundig und hätten nichts Anderes auszusprechen gehabt als: ob der Angeklagte schuldig sei oder nicht. Aber Alle stimmten darin überein, daß es gegen Recht und Gesetz sei, einen Edelmann von Anderen als seinesgleichen richten zu lassen und Bauern dazu zu gebrauchen, denen

es theuer zu stehen kommen könne, da der Adel mehr Gewalt über sie habe als der König.

Der Adel und die Geistlichkeit waren in hohem Grade über diesen Vorfall aufgebracht. Sie nannten den König einen Tyrannen, der mit allen möglichen, gesetzlichen und gesetzwidrigen Mitteln nur darauf ausginge, seine und Sigbrits Rache zu befriedigen, und schwuren ihm dafür den bittersten Haß. Habe der Reichsrath doch den Schloßhauptmann frei gesprochen und möge er selbst zehn Mal schuldig sein, so sei das Geschehene doch zum Besten der eigenen Seelenseligkeit des Königs und zum Wohle des Reichs geschehen. Denn daß die Tochter des schamlosen, unfreien und niedrigen Geschöpfes, der Sigbrit, die obenein eine Hexe wäre, daß Dyveke, diese Buhldirne, die dem Lande zum Aergerniß und dem König zum Verderben gewesen sei und die Zurücksetzung und Kränkung der Königin bewirkt habe, daß diese endlich aus dem Wege geräumt wäre, das sei ein Glück und kein Verbrechen. Aber daß Torben Oxe sich vor ein solches Gericht gestellt und sich herabgelassen habe, nur ein einziges Wort zu seiner Vertheidigung zu sprechen, als ob er vor seinesgleichen stehe, mißbilligte man höchlich, denn es sei eine im Angesicht der elenden Bauern geschehene Erniedrigung ihres Standes und würde böse Früchte tragen.

Aber auf dem Schloß zu Kopenhagen, wo Torben Oxe nach dem König der mächtigste Mann gewesen war, herrschte tiefes Stillschweigen. Den Meisten graute vor dem König, als man hörte, daß er Maßregeln ergreife, die darauf hindeuteten, daß er den Gefangenen nach dem

Leben trachte und daß er die Sache, für die er sich jetzt eine Art von Anklang gewonnen hatte, bis aufs Äußerste treiben wolle, indem er das Urtheil der Bauern als ein Todesurtheil annehme.

Denn gleich nachdem das Urtheil gefällt war, blieb die Brücke nach der Stadt zu gegen Gewohnheit den größten Theil des Tages aufgezogen und ward nur auf einzelne Stunden herabgelassen. Die Wachen waren verdoppelt, überall sah man Hellebardierer und Soldaten mit Büchsen auf den Schultern und brennenden Lunten in den Händen. Es war streng verboten, sich dem Thurm zu nähern, wo die Gefangenen sich befanden, und wenn Ole Skaaning den Rittern ihr Essen zu bringen hatte, ward er von zwei Partisanenträgern begleitet, die darauf sehen mußten, daß er kein Wort mit ihnen spräche oder ihnen kein Zeichen gäbe, und der König hatte auf die Uebertretung dieser Befehle Todesstrafe gesetzt.

Noch deutlicher wurde die Absicht des Königs, als die Zimmerer Tags darauf in dem nördlichen Theile der Stadt auf dem alten Kirchhof bei dem Sankt Gertrudskrankenhause ein Blutgerüst aufzuschlagen anfingen.

Sobald dies Gerücht erscholl, versammelte sich der Adel wie an Landtagen in der Holmkirche und die Geistlichkeit in der Heiligengeistkapelle und Beide beschlossen, eine Gesandtschaft an den König zu schicken mit dem Auftrage, ihm Vorstellungen zu machen wegen eines Verfahrens, das die beiden ersten Stände des Reichs in ihrem einfachsten Rechte kränke.

Auch der Reichsrath kam zusammen und nachdem

er seine frühere Freisprechung Torben Oxes wiederholt und zu Protokoll genommen hatte, doch ohne die mindeste Erwähnung des Bauerngerichts und des Ausspruches desselben, weil sie es für ungültig hielten und den Schein annahmen, als wüßten sie nichts davon, daß es stattgefunden habe, beschloß er, sich mit einer Fürbitte für den Schloßhauptmann an den König zu wenden.

Dies geschah Tags nachher. Um uns zu erklären, was diese Fürbitte zu bedeuten hatte, müssen wir erinnern, daß der Reichsrath ein permanentes Kollegium war, das dem König selbstständig zur Seite stand mit einem sehr bedeutenden, gesetzlich bestimmten Antheil an der Regierung. Es schlug selbst seine Mitglieder vor und der König durfte keins entsetzen. Der Erzbischof und die Bischöfe, der Kanzler, der Marschall, der Admiral des Reichs und der Kanzler des Königs hatten vermöge ihres Amtes Sitz und Stimme darin und außerdem viele andere Vornehme von Adel vermöge der eigenen Wahl des Raths. Die Reichsräthe gingen sämmtlich zum König und legten Fürbitte ein, er möge gnädigst dem Schloßhauptmann die Unbesonnenheit vergeben, deren er sich schuldig gemacht habe. Aber der König sträubte sich dagegen. Er habe, antwortete er, die Sache nach altem Herkommen den Bauern vorgelegt zur Untersuchung und Erkenntniß und diese hätten den Schloßhauptmann verurtheilt. Die Strafe solle nun vollzogen und Torben Oxe morgenden Tages von Büttels Hand auf öffentlichem Blutgerüst enthauptet werden. Keine Bitte könne hierin etwas ändern; Torben Oxe habe ihm zu offenbar getrotzt

und sein Verbrechen sei zu groß, um die Strafe zu mildern.

So verließen die Reichsräthe den König, ohne etwas ausgerichtet zu haben, und als die Schloßdienerschaft die alten Ritter mit betrübten Mienen durch die Vorhalle zurückkehren sah, schloß sie leicht, daß nichts mehr zu hoffen sei, denn auf des Raths Fürbitte hatte man großes Vertrauen gesetzt. Das Gerücht verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Schloß und ward fast überall mit Betrübniß vernommen.

Es war, als ob der König eine Befriedigung darin finde, alle Bittenden zu empfangen und ihr Begehren abzuschlagen, denn er ließ sich an diesem Tage von Allen sprechen und die Vorhalle ward nicht leer von geistlichen und weltlichen Herren, ja selbst von Bürgern, um unterthänigst seine Barmherzigkeit anzurufen oder ihre Neugierde durch die eiligste Einziehung von Nachrichten in dieser merkwürdigen Sache zu stillen.

Aber mit Jedem, welcher unverrichteter Sache vom König herauskam, sank die Hoffnung, den Schloßhauptmann zu retten, wenn nach dem mißglückten Versuche des Reichsrathes noch Jemand eine solche genährt hatte.

Unter denen, welche an diesem Tage dem König einen Besuch machten, war auch der päpstliche Legat, Kardinal Angelus Arcimboldus, den man allgemein für gut angeschrieben hielt bei Sr. Gnaden theils wegen seines Versprechens, ihm bei Papst Leo dem Zehnten gegen die aufrührerische, schwedische Geistlichkeit beizustehen, theils wegen der erklecklichen Summe Geldes, die er dem König bezahlt

hatte für die Erlaubniß, den ärgerlichen Ablaßhandel in den nordischen Reichen zu treiben, wobei den einfältigen Leuten viel Geld entlockt wurde.

Der Kardinal war in seiner ganzen Pracht und mit einem großen Gefolge von Herren, Mönchen, Pagen und Dienerschaft gekommen. Die Verzagten fingen wieder an zu hoffen bei dem Anblick dieses glänzenden Aufzuges, als ob die Menge der Begleitenden mehr Einfluß habe als die Stellung und das persönliche Ansehen des Legaten. Man betrachtete diese fremden Trachten mit Verehrung und machte dem Legaten ehrerbietig Platz, als er sich der Thür des Königs näherte, seinen Pagen hinter sich, der ihm die Schleppe seines langen, prächtigen Mantels nachtrug.

Beim Eintritt in das Audienzgemach nahm der Kardinal die Schleppe seines Gewandes unter den Arm und gab dem Pagen ein Zeichen, zurück zu bleiben. Und nun trat er zum König hinein mit aller der Würde, welche Sr. Heiligkeit Legat und Stellvertreter bei dieser Gelegenheit entfalten zu müssen glaubte, und mit einer Miene, als ob er sicher wäre, daß das allen anderen Bittstellern Abgeschlagene ihm werde zugestanden werden.

Endlich öffnete sich die Thür und der Kardinal trat wieder heraus. Aber seine Miene war trübe und verdrießlich; es kränkte ihn eben so sehr, wie es ihn betrübte — und vielleicht noch mehr — daß der König seine Bitte entschieden zurückgewiesen hatte. Ohne mit einem der Anwesenden ein Wort zu wechseln, entfernte er sich mit dem großen Gefolge, dessen viele und starke Fußtritte auf einige Augenblicke die Stille im Schlosse unterbrochen hatten.

In den Gemächern der Königin herrschte ein trübes Schweigen, denn die Hofdamen theilten alle die Betrübniß ihrer Herrscherin über die Gefahr, welche dem Schloßhauptmann und seinem Vetter drohte.

Elisabeth saß allein in ihrem Zimmer, die Hand unter dem Kinn. Die Nachricht von der durch die Bauern gefällten Verurtheilung hatte sie höchlich erschreckt, aber allmählig beruhigte sie sich bei dem Gedanken, daß es doch nicht des Königs ernstliche Absicht sein könne, das Todesurtheil vollziehen zu lassen. Und es glückte ihr, Birgitte Bryske denselben Glauben einzuflößen. Aber als die Berichte stündlich drohender lauteten und als man ihr erzählte, es werde Anstalt gemacht, ein Blutgerüst aufzuschlagen, ward ihr Vertrauen zu des Königs Langmuth endlich erschüttert und ihre Furcht theilte sich ihrer Umgebung mit. Birgitte Bryske hatte sich in ihr Zimmer verschlossen, um ihr Herzeleid zu verbergen und die Zeit mit Gebeten und Andachtsübungen hinzubringen. Die anderen Hofdamen gingen auf und ab, um die eingelaufenen Nachrichten zu melden. So erfuhr denn die Königin die Fürbitte des Reichsraths, vieler anderen, geistlichen und weltlichen Herren und endlich die ungewöhnliche und feierliche des Kardinals und fand darin einige Beruhigung.

Da ward die Thür aufgerissen und Birgitte Bryske stürzte hinein.

Das Gesicht des jungen Hoffräuleins war ein Bild des Schreckens, ihre Wangen todtenblaß, das Haar in Unordnung, da sie vor Eile nicht einmal den Thürvorhang zurückgeschlagen hatte.

Sie eilte quer durch das Zimmer, warf sich der Königin zu Füßen, verbarg ihr Gesicht in deren Schooß und rief schluchzend aus: „O, rettet ihn, rettet ihn! Sie ermorden ihn!"

— „Meine liebe Birgitte, komm zu Dir — — — fasse Dich!" sagte die Königin bekümmert. „Wir wollen als gute Christen die Hoffnung noch nicht aufgeben. Viele Herren von Adel und von der Geistlichkeit wollen bei meinem gnädigen Herrn für Torben Oxe bitten. Der König wird sie hören — — —"

— „Nein, nein! Er will nichts hören — — — der König hat sie mit Hohn zurückgewiesen."

— „Der Reichsrath wird dem König die Aufwartung machen, mein liebes Kind. Er kann ihnen nicht widerstehen, ihnen Allen, die ihm treu und ergeben sind. Verlaß Dich darauf!"

— „Ach, sie sind Alle schon längst wieder fort — — — sie haben vergebens gebeten — — — der König will sie nicht erhören."

— „In Wahrheit, Du erschreckst mich," sagte die Königin, deren Muth zu sinken anfing. „Wie? Der Reichsrath hat vergebens gebeten? — Aber Sr. Heiligkeit Legat, sein Wort hat Gewicht — — —"

— „O, tödtet mich nicht langsam! Alles ist fehlgeschlagen!" brach Birgitte verzweifelnd aus und rang die Hände. „Der Kardinal hat so eben das Schloß verlassen — — — der König will von nichts wissen."

Die Königin schwieg entsetzt. Indem erscholl noch der

Wiederhall von den Tritten des Kardinalsgefolges und verhallte.

— „Der Kardinal hat vergebens gebeten wie alle Anderen!" wiederholte Birgitte jammernd.

Elisabeth besann sich ein Weilchen und sagte dann: „Sigbrit könnte helfen und vielleicht wird sie es. Es wäre vielleicht gut gethan ——— und auf alle Fälle klug ——— sich vor ihr zu demüthigen. Sie ist hart, sagt man, aber ich weiß, sie ist klug, und wahrlich, man sollte Gnade —— nicht das strenge Recht suchen ——— wenngleich Manches hätte anders sein sollen," fügte die Königin hinzu, indem sie weder Birgitte Bryske verletzen, noch auch scheinbar den König einer Ungerechtigkeit zeihen wollte.

Birgitte Bryske schlug die Augen auf und betrachtete die Königin forschend.

— „Euer Gnaden glaubt, daß Madame Sigbrit ——"

— „Mein Kind, ich glaube nichts, aber ich gestehe, daß ich ihrer Fürbitte mehr vertraue als irgend einer anderen. — Sie hat erfahren, was es heißt, zu verlieren ——— sie wird Deine Angst, Dein Herzeleid verstehen ——— und sie wäre nicht Weib und Mutter, wenn sie nicht beim Anblick Deines Jammers ihren Haß aufgäbe, sofern sie auch glaubte, daß sie etwas zu rächen habe."

Birgitte Bryske stand stillschweigend auf. Sie bedachte sich einen Augenblick und sagte dann: „Ich kenne nur einen noch Entsetzlicheren als Madame Sigbrit, aber auch ihn will ich anflehen, um ihn zu retten. Es ist ein schwerer Gang, der Himmel gebe mir Kraft dazu, aber ich will ihn gehen, da Euer Gnaden es mir erlaubt."

Sie wandte sich, um zu gehen, aber in der Thür blickte sie zurück und sagte mit gefalteten Händen: „Betet für mich!"

— „Das will ich," sagte die Königin gerührt. „Und die Mutter Gottes wird Sigbrits Herz erweichen und ihr den Frieden der Versöhnung ins Herz flößen."

Birgitte verließ das Gemach mit raschem Schritt. Die Königin ergriff ihren Rosenkranz.

Die Zugbrücke war heute herabgelassen auf des Königs Befehl, aber die zahlreichen, überall ausgestellten Wachen zeigten, daß alle Vorsichtsmaßregeln gegen eine Ueberrumpelung getroffen waren. Birgitte Bryske bebte bei dem Anblick dieser ungewöhnlichen Wächterschaar. In ihr Tuch gehüllt, beschleunigte sie ihren Weg über die Brücke, von einem Diener begleitet, lief mehr, als sie ging, und stand bald mit klopfendem Herzen vor Sigbrits Pforte.

— „Eine Dame? — — — und vom Schloß?" sagte Sigbrit zu der alten, holländischen Magd, die ihr diesen Besuch meldete. „Was ist ihr Anliegen? Was will sie von mir?"

— „Ja, das mag der Himmel wissen," antwortete die Alte verdrießlich. „Sie macht nicht viel Worte bei aller Höflichkeit. Wäre sie schlecht und recht bürgerlich, so wüßte sie, was man einer Pförtnerin zu erweisen schuldig ist, aber dieses vornehme Volk denkt Alles mit einem Nick abzumachen. Könnte der Kutscher selbst den Wagen ziehen, so brauchte er die Pferde nicht, sagt man daheim bei uns, wo wir Beide her sind."

—„Trudchen," sagte Sigbrit, „wir müssen doch hören,

was sie will. Vornehme Herren haben wir oft hier, aber Damen vom Hofe selten. Führe sie herauf, ich will selbst mit ihr sprechen."

Einen Augenblick darauf betrat Birgitte Bryske das Zimmer der mächtigen Frau.

Sigbrit betrachtete die verhüllte Gestalt mit Verwunderung, als aber Birgitte den Schleier zurückschlug, erkannte sie sie gleich und rief ihr entgegen: „Ei, hat Ihre Gnaden einen Befehl für mich — — — oder ist es Euer eigener guter Wille, daß Ihr zu Sigbrit kommt? Ich darf es kaum glauben, denn ich pflege bei Ihrer Gnaden Jungfrauen eben nicht zum Besten angeschrieben zu sein."

Der Anstrich von Spott, der diese Worte begleitete, war Birgitte nicht entgangen, aber sie mußte ja Alles ertragen, um Sigbrit zu gewinnen. Sie that, als ob sie es nicht merkte, faßte Muth und bat die mächtige Frau inständig um ihre Fürbitte für den Schloßhauptmann bei dem König.

Sigbrits Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, aber ihr Stolz erhob sich, sie erinnerte sich, wie oft sie ein Gegenstand des bittersten Spottes und Hohnes in der Umgebung der Königin gewesen war, wo man sie nach Faaborgs Aussage stets mit den häßlichsten und kränkendsten Beinamen belegte.

Sie lächelte spöttisch und sagte: „Ei, was man Sigbrit nicht Alles zutraut! Jetzt, wo man in der Klemme sitzt, ist sie gut genug. Aber die Pfeife giebt einen anderen Ton an, wenn sie im Schlosse geblasen wird, da heißt es nicht „Frau Sigbrit," da giebt man mir ganz andere Titel, von

denen das Äpfelweib noch der beste ist. Glaubt mir, ich weiß das recht gut. Denn kein Wolf ist so grau, daß er nicht Freunde hätte, wenn auch wenige."

— „Ihr thut mir groß Unrecht, Frau Sigbrit, wenn Ihr mich das entgelten laßt, was vielleicht Andere begangen haben. Nie hat mein Mund etwas gesagt oder Euch einen Namen beigelegt, worüber ich erröthen könnte, ihn vor Euren Ohren auszusprechen."

— „Vielleicht habe ich das seltne Glück gehabt, von Euch gepriesen zu werden, Jungfrau?" sagte Sigbrit spottend.

— „Ich halte Euch für wahrhaft, Frau Sigbrit, wie ich mir bewußt bin, niemals irgend eines Menschen Gunst durch Unwahrheit erkauft zu haben, und ich gestehe Euch offen, daß ich Euch eben so wenig gepriesen, wie schlecht von Euch gesprochen habe, denn bis auf diesen Augenblick sind unsre Wege sehr verschieden gewesen und ich habe weder zu dem Einen noch zu dem Anderen Veranlassung gehabt."

Sigbrit betrachtete sie ernsthaft. „Und da Ihr die Wahrheit liebt, so sagt mir denn, weshalb Ihr zu mir kommt und mir Eure Bitte vortragt, und sagt mir, ob Ihr nicht wißt, was der Schloßhauptmann verbrochen hat gegen die — — — die ich nie vergessen kann," fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

— „Ja, ich will Euch sagen, Frau Sigbrit, ich will Euch sagen, was noch Niemand weiß als die Königin allein. Ich ersuche Euch um Eure Fürbitte bei dem König für den Schloßhauptmann, weil ich glaube, daß Se. Gnaden Euch hören und Euch zugestehen wird, was er Allen — — — selbst

dem Kardinal Sr. Heiligkeit — abgeschlagen hat. Und ich bitte Euch darum, weil" — — — fügte sie hinzu, indem eine tiefe Röthe plötzlich ihre blassen Wangen färbte, „weil Torben Oxe sich um mich beworben hat und weil ich ihm mein Herz geschenkt habe."

— „Ei, was Ihr mir da sagt!" versetzte Sigbrit und schien nachdenklich. „Das ist mir etwas Neues."

— „Ja, ich habe ihm mein Herz gegeben, um das er mich bat, aber ich hatte es ihm längst gegeben, ehe er mich bat — — — noch ehe ich kaum wußte, daß es ihm gehörte. Diese Tage haben mich gelehrt, was sich in der Brust des Menschen bewegt, ich weiß, was ich gelitten habe — — — und was Torben Oxe leiden mag," fügte sie hinzu mit Thränen in den Augen.

— „Und seid Ihr dessen gewiß, Jungfrau, daß der Schloßhauptmann, ein so flüchtiger Ritter, Euch so sehr liebt, um Eurer Liebe und dessen, was Ihr jetzt für ihn thut, würdig zu sein? Männer sind wankelmüthig und ihre Liebe währt nicht länger als vom Auffliegen der Hühner Abends auf die Stange, bis sie Morgens krähend wieder herabfliegen. Sie verdienen nicht, daß ein Mädchen sich die Augen roth weint wegen einer Neigung, die kaum einen Monat alt wird. Denn wie alt sollte wohl seine Liebe sein? Laßt einmal sehen, ob Ihr wahrhaft seid, wie Ihr sagt, und ob Ihr das menschliche Herz kennt, worauf Ihr Euch etwas zu Gute thut."

— „Ja, Frau Sigbrit, deß bin ich gewiß. Torben Oxe liebt mich, wie ich ihn liebe, und ich sage es mit Stolz

und mit Sicherheit, er hat mich so schon über Jahr und Tag geliebt."

— „Dann ist er ein frecher Lügner, wofür ich ihn auch immer gehalten habe," brach Sigbrit erbittert aus. „Über Jahr und Tag sagt Ihr? Ha! Vor Jahr und Tag hat er um Dyveke geschmunzelt und alles Mögliche gethan, der Elende, sie zu bethören und zu beunruhigen. Dazu sollte meine Tochter gut genug sein, während er ernsthaft an ein Hoffräulein dachte! Als ob Ihr besseres Blut hättet als das, was in unsern Adern rollt! Als ob wir nicht auch von eben so edlem Geschlecht abstammten! Meint Ihr, daß ich und meine Tochter gut genug sind, um mit Verachtung behandelt zu werden? Sollen wir die Eulen unter den Vögeln sein? — Aber die Eule hält auch etwas auf ihre Kinder."

— „Torben Oxe ist schuld an meinem Herzeleid," fuhr sie heftig fort. „Er ist schuld an allem Unglück, das über mich ergangen ist, er hat mich kinderlos gemacht, denn er hat Dyvekes Herz durch seine Buhlkünste und Schmeichelreden von mir abwendig gemacht, ehe er sie mordete. Und so hat sie in ihren jungen Jahren umkommen müssen und wenn er ihr auch meinetwegen nicht selbst das Leben genommen hat, so kamen doch die Kirschen, an denen sie gestorben ist, von ihm. Und ich sollte so einfältig sein, für ihn zu bitten? Ich sollte zwischen ihn und meine Rache treten? Nein, nein! Es vergeht keine Nacht, ohne daß ich den Schatten meiner Tochter sehe und von ihr gemahnt werde, diese Unthat zu rächen. Und ich sollte ihn durch Liebe glücklich machen, der mich auf mein ganzes Leben unglücklich gemacht hat?"

Birgitte Bryske betrachtete Sigbrit mit Schrecken, aber trotz ihrer Angst fühlte sie Mitleiden mit ihr.

— „Frau Sigbrit," sagte sie bewegt, „glaubt mir, daß ich an Eurem Kummer Theil nehme und die Größe des Verlustes fühle, den Ihr erlitten habt. Ich kann Eure Verzweiflung fassen. Aber denkt an Euern Schmerz bei dem Todeslager Eurer Tochter und vergebt dann dem, welcher Euch nicht hat Leides thun wollen, wie sehr auch der Schein gegen ihn sei. Bei Euren Leiden beschwöre ich Euch auf meinen Knien, Mitleid mit meinen Leiden zu haben und mich zu erhören."

Birgitte Bryske beugte sich so tief, daß sie beinahe vor ihr kniete.

Sigbrit trat einige Schritte zurück, setzte beide Hände in die Seite und betrachtete sie mit einem stolzen, höhnischen Lächeln.

— „So weit kann Angst und Schreck diese Hochmüthigen treiben," sagte sie spottend. „Der Königin Fräulein will vor dem holländischen Äpfelweibe knien! Aber das Äpfelweib wird Euch lehren, was Rache ist, wenn man sie Jahre lang aufgeschoben und stets Unrecht gelitten hat," fuhr sie mit immer wachsender Heftigkeit fort. „Nein, wollt Ihr Fürbitter haben für Torben, so müßt Ihr zu Anderen gehen als zu mir. Denn ich sage Euch, eher bisse ich mir die Hand ab, als daß ich nur den kleinen Finger ausstreckte, um das Schwert zurück zu halten, das über Torben Oxes Haupte schwebt. Und jetzt am wenigsten, da ich weiß, daß er Euch über Jahr und Tag liebt, während er die verspottet und beschimpft hat, die Fleisch

von meinem Fleische war. Er hat den wunden Fleck meiner einzigen Liebe getroffen, er hat mein Herz zermalmt — — — Ich weiß nun, daß ich auch ihn an derselben Stelle seiner Liebe treffen und ihm vergelten kann, und ich sollte das nicht thun? Nein, so wahr ich eine Mutter ohne Kind bin — — — so wahr mein einziges Kind in der Wurzel seines Herzens von ihm gemißhandelt wurde — — — so wahr sie wie das Kind einer Sklavin — — — so wahr sie schändlich gemordet wurde! — — — jetzt soll die Vergeltung kommen!"

Sigbrit stand wie eine Beschwörerin vor der vernichteten Birgitte. Mit gehobenem Arm sprach sie das Verdammungsurtheil über Torben Oxe aus, ihre Worte klangen wie Dolchstiche — und durchbohrten Birgitte Bryskes Herz. Sie wankte und wahr nahe daran, umzusinken.

Ein augenblickliches Mitleid mit dem jungen Mädchen zuckte durch Sigbrits hartes, von Schmerz und Verzweiflung noch mehr ausgedörrtes Herz. Sie streckte die Hand aus, um sie zu unterstützen. Aber da Birgitte einen Ausbruch des Schreckens nicht zurückhalten konnte, kehrte der Zorn zurück in die Seele des rachsüchtigen Weibes und als ob sie sich gegen eine ähnliche Rührung abhärten wollte, sagte sie: „So jung und so hübsch war Dyveke eine Stunde vor ihrem Tode — — — und doch mordeten sie sie! — Nein, das sollt Ihr nicht umsonst gethan haben!"

— „Geht! Wir haben nichts mehr mit einander zu sprechen!"

Mit einer gebietenden Bewegung der Hand zeigte sie Birgitte die Thür und wandte sich stolz von ihr ab.

Das junge Mädchen entfernte sich mit wankenden Tritten.

Unterstützt von dem Diener, erreichte sie wieder das Schloß. Aber sie war nicht im Stande, der Königin den Erfolg ihres Ganges mitzutheilen; sie schwankte in ihr eigenes Zimmer und sank auf das Bett.

Elisabeth ging zu ihr hinein; ihre Thränen, ihre Verzweiflung sagten ihr Alles. Sie setzte sich zu ihr ans Bett und redete ihr freundlich und tröstend zu.

— „Birgitte,“ sagte die Königin, „ich will meinen Gemahl für Dich und Torben Oxe bitten. Wir wollen noch nicht verzagen. Und haben die Bitten einer treuen Gattin einige Kraft, so werden wir das Leben des Schloßhauptmanns erflehen.

— „Ach, es ist vergebens! Sie haben ihm den Tod geschworen! Der eine Tyrann hält es mit dem anderen! Die Schlächter! Es ist keine Barmherzigkeit! — So versage auch ihnen Gott seine Barmherzigkeit in ihrer letzten Stunde!“

Die Königin faßte die kalte Hand des Mädchens und hielt sie in der ihrigen.

— „Du sprichst im Wahnsinn, Birgitte, der Schmerz verwirrt Dich. Du vergißt, daß es mein gnädiger Herr ist, von dem Du redest. Wie kannst Du es wagen, so von Christiern zu mir zu sprechen? Wie kannst Du es über Dein Herz bringen, Jemandem Böses zu wünschen? Und Jemandem, der mir theuer ist?“

— „Vergebt mir, gnädigste Königin, vergebt mir!“

— „So vergieb Du auch ihnen, von denen Du glaubst, daß sie Dir Unrecht gethan haben,“ sagte die Königin

freundlich, „und überlaß die Strafe ihm, der sie allein zu ertheilen hat — wenn hier etwas zu strafen ist.“

— „Wir wollen den König anflehen,“ fuhr sie mit Bestimmtheit fort. „Ich will selbst in dieser Sache ihn anflehen — — und glauben, daß ich eine schwere Zeit mit voller Geduld ertragen habe, wie es sich für eine christliche Gattin geziemt, und daß dessen gedacht werden wird, wenn ich mich anjetzt in diese Dinge mische, wovon zu sprechen ich die letzte sein sollte. — Ach, ich bin es ja auch und alle Anderen haben vergebens gesprochen! — — — So verleihe der allmächtige und allbarmherzige Gott meinen Worten Gewicht und meinen Bitten Kraft um Jesu Wunden! — Komm, Birgitte, wir wollen Alle zu Sr. Gnaden gehen!“

Elisabeth ertheilte den Befehl an ihre sämmtlichen Hoffräulein, sich sofort bereit zu halten, um sie zu Sr. Gnaden zu begleiten.

Und während die Königin Birgitte tröstete und liebkoste und sie ermahnte, ihren überschwenglichen Schmerz ihren Genossinnen zu verbergen, die ihr Verhältniß zu dem Schloßhauptmann nicht kannten, versammelten sich diese im Vorzimmer.

Als der Kardinal die Vorhalle verlassen hatte, versuchte Niemand mehr, zum König zu gehen; Viele verließen das Schloß, Andere blieben in Gruppen stehen und flüsterten zusammen, Einige gingen schweigend auf und ab und waren mit sich selbst uneins, ob sie bleiben oder gehen sollten. So verfloß die Zeit.

Die Thür öffnete sich und ein alter Mann in bürgerlicher Tracht trat bescheiden ein, eine alte Frau an der

Hand. Beide alte Leute grüßten ehrerbietig nach allen Seiten hin.

Der Mann war ein Greis von verständigem und würdigem Aeußeren. Sein silberweißes Haar fiel über einen schwarzen Rock von eigenem Schnitt, wie ihn bürgerliche, obrigkeitliche Personen in alten Zeiten zu tragen pflegten. Um den Hals hatte er eine Kette, woran eine Schaumünze mit des Königs Bildniß hing.

Die alte Frau, die zum ersten Male in ihrem Leben hier war, sah sich schüchtern um und hielt ihren Begleiter fest an der Hand, als brauche sie einen solchen Führer, um nicht von einem ihr so fremden Orte wieder umzukehren.

Es war der würdige, alte, vermögende Bürger Hans Metzenheim Buchbinder, der den König in seiner Jugend in Kost gehabt hatte. Die alte Frau war seine Gattin Birgitte.

Hans Metzenheim näherte sich dem königlichen Kammerherrn mit tiefem Bückling.

Der Kämmerer erwiederte seinen Gruß und sagte: „Meines Königs Gnade ist in diesem Augenblick allein. Ihr braucht nicht gemeldet zu werden, denn Euch will Se. Gnaden zu jeder Zeit sehen. Gott der Allmächtige gebe Euren Bitten Kraft, ein hartes, bis jetzt allen Bitten verschlossenes Herz zu rühren, denn ich denke, Ihr kommt in christlicher Absicht. Kann etwas den König erweichen, so seid Ihr es und Eure Frau, die Ihr ihn als Kind gepflegt habt. Unsere besten Wünsche begleiten Euch — — — Ihr seid unsere letzte Hoffnung. Aber ich läugne nicht, daß ich fast zweifle,

denn ich habe heute morgen die Eule über dem Schloßthurm rufen hören, als ob sie eine Leiche witterte.''

Der Kämmerer öffnete die Thür und Hans Metzenheim trat mit seiner Frau an der Hand zum König hinein.

— ,,Ei, Hans Metzenheim! Es freut uns, Euch zu sehen. Ihr seid ein seltener Gast und Ihr noch mehr, Mutter Birgitte. Seid mir willkommen,'' sagte der König freundlich, indem er sich vom Lehnstuhle erhob und jedem der beiden Alten die Hand reichte.

Hans Metzenheim wollte sprechen, aber der König kam ihm zuvor, da er aus ihrem Besuch ihre Absicht schloß.

— ,,Wenn ich Euch Beide sehe, tritt mir die Zeit wieder recht deutlich vor Augen, als ich bei Euch wohnte in dem alten Hause, wo mein Herr Vater mich dem Kanonikus Jörgen Hintze in Zucht und Unterricht anvertraut hatte. Ich war damals ein wilder, durchtriebener Bursche und machte Euch viel Noth mit meinen dummen Streichen. Und wenn Jörgen Hintze kam, um mit mir zu lesen, war ich selten zu finden und Ihr traft mich manchmal unter dem Hahnebalken oder auf dem Dache. Aber es war eine gute Zeit und wenn ich mich ihrer mit Freuden erinnere, da denke ich auch an Euch. Ich weiß, wie viel ich Euch und Eurem Umgang verdanke, was meinen Reichen zu Gute gekommen ist, denn hättet Ihr mich nicht gelehrt, was der Bürgerstand werth ist, so hätte ich es wohl nie erfahren. Aber jetzt weiß ich einen Bürger zu würdigen so gut wie einen Edelmann. Und das verdanke ich jener Zeit.''

— ,,Es freut uns, wenn Euer Gnaden sich jener Zeit noch mit Gewogenheit erinnert,'' versetzte Hans Metzenheim.

„Ich und meine Frau, wir sprechen oft davon und einige von unseren liebsten Erinnerungen knüpfen sich daran. Ja wahrlich, damals war Euer Gnaden ein verwegner Prinz, wie Ihr selbst sagt — — —“

— „Aber das Herz war gut und weich,“ unterbrach ihn seine Frau, „und ich kann mich nicht erinnern, daß in allen Streichen, die Euer Gnaden machte, irgend etwas war, das auf harten Sinn deutete, wiewohl Ihr widerspenstig genug waret — — — wenn ich mich so ausdrücken darf.“

— „Das dürft Ihr, Mutter, denn Ihr seid mir eine Mutter gewesen und ich kann die verwittwete Königin nicht höher achten als Euch wegen der Zärtlichkeit, womit Ihr mich in meiner Kindheit gepflegt und die Ihr mir immer gezeigt habt. Ja wohl war ich widerspenstig — und es kann nichts nützen, daß ich es Euch läugne — ich bin es noch, aber ich bin genöthigt, es zu sein, und gäbe ich mehr nach, so könnt Ihr glauben, wäre es bald mit mir aus, so stolz und verwegen wie diese Edelleute sind. Aber laßt uns von dergleichen nicht sprechen.“

— „Und doch, gnädigster Herr, sind wir gerade deswegen gekommen,“ sagte der alte Rathsherr, ohne sich von dem dunklen Schatten schrecken zu lassen, der bei diesen Worten das Gesicht des Königs überflog.

— „Aber unsere Zeit ist heute knapp, denn die Regierung geht nicht immer so eben fort,“ sagte der König. „Ihr sollt mir ein anderes Mal willkommen sein. Morgen können wir uns länger unterhalten.“

— „Gnädigster Herr,“ sagte die alte Frau betrübt, „wollt Ihr uns von Eurer Thür wegjagen wie lästige Bettler? „Morgen“ ist ein schlimmes Wort für alte Leute, die keine Lebenssicherheit haben.“

— „Hochgeborner Fürst, Ihr werdet uns gnädigst unsere Dreistigkeit verzeihen,“ sagte Hans Metzenheim. „Wir sind gekommen, wegen Herrn Torben Oxe mit Euch zu sprechen, und was wir Euch bitten wollen, das thun wir auf Antrieb unseres Gewissens und wir würden unsere Pflicht versäumen, wenn wir anders handelten. Denn indem wir unterthänigst um Begnadigung des Schloßhauptmanns bitten, sprechen wir nicht allein seinetwegen, sondern auch nach unserer innersten Ueberzeugung zu Eurem wahren Besten und wir sind gewiß, daß, wenn Ihr dem Schloßhauptmann vergebt, Ihr eine Handlung thut, die nicht allein Gott und den Heiligen angenehm ist, sofern es doch immer besser ist, vergeben zu können, als strafen zu müssen, sondern Euer Gnaden wird dadurch Euren wahren Vortheil befördern und Euch Vieler Herzen gewinnen — — — was Ihr doch wohl nicht entbehren könnt,“ fügte er mit leiserer Stimme hinzu.

Als der König sah, daß er der Vorstellung Metzenheims sich nicht entziehen könne, schwieg er und ließ ihn aussprechen.

— „Was das Herz betrifft, da haben wir uns längst daran gewöhnen müssen, davon abzusehen, und die Zeit ist nicht danach, um von Herz und Gemüth etwas zu erwarten wie in alten Tagen, denn jetzt gilt alles Andere mehr als das Herz,“ sagte der König mit Bitterkeit. „Ihr und

Eure Hausfrau, Ihr seid noch aus der alten Zeit, Ihr habt das Herz auf der rechten Stelle und verlaßt Eure alten Freunde nicht, weil der Wind anderswoher bläst. Wenn ich Euch ausnehme und noch Eine, so weiß ich Niemand, der für Christiern etwas fühlt. Die Vierte gönnten sie mir nicht länger und könnten sie mir Euch nehmen, so thäten sie es auch, aber ich werde ihnen die Lust benehmen."

Die beiden alten Leute machten dem König allerlei Vorstellungen und ließen nicht ab, zu bitten, aber vergebens. Und als sie vor ihm knieten und mit Thränen in den Augen ihn baten, sein Ende und ihr Ende zu bedenken und sich auf den Abschied von dieser Welt vorzubereiten dadurch, daß er auf ihre Fürbitte seinen Feinden vergebe, hob der König die Alte vom Boden in die Höhe und sagte: „Mutter, Ihr müßt mich nicht um etwas bitten, das ich nicht anders kann als Euch abschlagen. Wenn ich ein einfacher Edelmann wäre, sollte Torben Oxe mit mir auf Leben und Tod kämpfen, denn die Welt ist nicht groß genug für uns Beide zugleich und einer von uns muß weichen, das habe ich bei meiner Seligkeit geschworen. Was dieser Mann verschuldet hat, das wißt Ihr Alle, denn ein gesetzliches Urtheil ist über ihn gesprochen. Und ich habe die Sache öffentlich verhandeln lassen, so daß Jeder meine Anklagen und seine Verantwortung hat hören können. Welches Herzeleid und welche Kränkung mir das verursacht hat, was er mir angethan hat, das könnt Ihr am besten beurtheilen, die Ihr mich von meiner Kindheit an kennt. Aber wie nahe ich dem Abgrunde gestanden habe durch dieses schändlichen Ritters Ränke, das weiß Niemand, und wollte ich nicht ein War-

nungsbeispiel aufstellen, das ihnen Schrecken einjagte, jetzt, da ich in meinem guten Rechte bin und einen der ersten von ihnen Allen aus dem Wege räumen kann, so würden sie bald aus mir machen, was ihnen einfiele. Nein, hier ist nichts zu ändern, so wahr mir Gott helfe, und um Torben Oxe ist es geschehen, wenngleich alle Welt mich bäte. Und nun will ich Niemand weiter hören, denn was ich Euch versagt habe, die Ihr die Pfleger meiner Jugend gewesen seid, davon soll sich Keiner sonst mehr unterfangen, mit mir zu reden."

Mit diesen Worten entließ der König seine Pflegeältern und verbot dem Kämmerer, ihm noch irgend wen sonst anzumelden.

Die beiden alten Leute gingen mit Thränen in den Augen durch die Vorhalle; Hans Metzenheim sah niedergeschlagen aus, das Gesicht seiner Gattin verrieth, wie tief sie, die zum ersten Mal bei ihrem Pflegesohn eine Bitte gethan hatte, gekränkt sei.

Die Thüren wurden von den Kammerdienern aufgerissen und die Königin trat in den Vorsaal. Elisabeth hatte Birgitte Bryske fest angefaßt; hinter ihnen gingen der Königin Jungfrauen nebst vielen anderen Frauen, so daß die Vorhalle beinahe voll ward.

Die Königin sah betrübt aus; Birgitte Bryske war todtenbleich, aber mit Seelenstärke hatte sie ihren Schmerz bezwungen, ihre Augen waren trocken und kein Klagelaut entschlüpfte ihren Lippen. Beinahe alle anderen Frauen hatten Thränen in den Augen.

Als die Königin die beiden Alten sah, ließ sie Birgittens Hand fahren und ging zu ihnen hin.

— „Ihr habt Se. Gnaden gesehen? — Ich kann denken, weshalb Ihr gekommen seid. — Nun?“

Hans Metzenheim zog die Schultern und schüttelte betrübt den Kopf.

— „Se. Gnaden weiß heute nichts von Gnade,“ antwortete seine Frau mit Bitterkeit. Die Königin zog die Augenbrauen schmerzlich zusammen.

— „Eure Hochmächtigkeit wird ein unbedachtsames Wort verzeihen,“ sagte Hans Metzenheim. „Was man im Schmerze spricht, meint man nicht immer so. Aber gewiß und wahr ist es leider, daß Se. Gnaden nicht hören wollte, was wir ihm in demüthigster Bitte vortrugen. Und Se. Gnaden hat sagen lassen, daß er jetzt Niemanden, wer es auch sei, sehen will.“

Elisabeth wandte sich betrübt von ihm ab und stand still, in Zweifel, was sie thun sollte; ihre Augen fielen auf Birgitte Bryske, deren Lippen sich krampfhaft zu einem bittern Lächeln verzogen, als sie deren Unentschlossenheit bemerkte.

Die Königin erröthete leicht, ergriff des Fräuleins Hand und näherte sich mit Würde dem Eingange zu des Königs Gemach. Die Hofleute und der Kämmerer wichen zurück. Sie öffnete selbst die Thür.

— „Ha! Guds Droß! Was ist das? Was wagt Ihr?“ — ließ sich des Königs rauhe Stimme hinter dem Vorhang vernehmen.

Elisabeth schlug den Vorhang zurück und trat ein. Als der König die Königin und den großen Zug von ihren Damen sah, ward er auf einen Augenblick verlegen, aber rasch trat er ihr entgegen und ehe die Königin ein Wort sagen konnte, legte er die Hand auf ihren Arm und sagte: „Nein, Elisabeth, nein! Es ist unmöglich!“

Die Königin that einen Fußfall und mit ihr knieten alle Frauen rings um ihn und falteten die Hände mit Weinen und Schluchzen. Die Königin wollte sprechen, aber der König schüttelte den Kopf, hob sie rasch auf und legte seine Hand auf ihren Mund mit einer Bestimmtheit, die ihr nicht erlaubte, ihren Vorsatz auszuführen.

Als die Königin sich erhob, standen auch ihre Begleiterinnen auf. Nur Birgitte Bryske blieb auf dem Boden liegen, denn das Bewußtsein hatte sie verlassen.

Des Königs Augen fielen auf sie; er zog die Schultern, aber sein Beschluß war unerschütterlich. Er drückte der Königin die Hand, wandte sich von ihr und ging hurtig in sein Schlafzimmer, wo er die Thür hinter sich schloß.

Tief gekränkt und betrübt verließ die Königin das Gemach mit ihren Damen, die kaum über die Schwelle gekommen waren.

Die vielen Anwesenden, welche Zuschauer dieses stummen Auftritts gewesen waren, der so gut wie in der offnen Thür zum Vorzimmer vorgegangen war, erschraken über des Königs Fortgang, worin sie eine Geringschätzung der Königin zu sehen glaubten, die sie Alle empörte.

Und als Elisabeth die Halle verließ in Begleitung ihrer Damen und Mägde, welche die ohnmächtige Birgitte trugen,

die einer entseelten Leiche gleich in ihren Armen lag, war sie nicht im Stande, ihre Thränen zurück zu halten. Und unter den zahlreichen Anwesenden gab es kaum irgend Jemanden, der dem König noch hold gewesen wäre.

Als die Königin die Halle verlassen hatte, entfernten sich die Übrigen in der Stille und bald war der ganze Raum so öde wie eine Wüste. Und die Wache der Hellebardierer wäre nicht nöthig gewesen, denn der Zugang zu dem König war hinlänglich beschützt durch das Grauen, das dieser Ort Allen einflößte.

Des Schloßhauptmanns Freunde hatten alle möglichen Versuche gemacht, ihn zu befreien. Mit Gewalt und Überrumpelung war nichts auszurichten, man nahm deshalb Zuflucht zur Bestechung. Und beinahe wäre es Anna geglückt, die sich gern als Boten an Ole Skaaning brauchen ließ, diesen durch eine große Belohnung zur Flucht mit Torben Oxe zu verleiten, wenn des Königs große Vorsicht es nicht völlig unmöglich gemacht hätte. Denn Ole Skaaning, der sich unter anderen Umständen nicht würde hergegeben haben, zu der Befreiung des Schloßhauptmanns die Hand zu bieten, war jetzt höchlich erzürnt über das Mißtrauen, das der König ihm bezeigte, ihm, der sich bereits lange in seinem Dienst als Kerkermeister als treuer Diener des Königs bewährt hatte.

Der Anwalt fand sich Nachmittags im Thurm ein, begleitet von Soldaten, und kündigte den Gefangenen das Urtheil an. Es war nicht zu verkennen, wie sehr den alten, würdigen Beamten dies Geschäft schmerzte.

Der Schloßhauptmann und Knud Güldenstern hatten

sich zum Tode bereitet. Sie wußten, daß der nächste Aufgang der Sonne ihren Todestag verkündete und daß ihr Untergang ihre Leichen bescheinen würde.

Anna, welche den Kerkermeister besucht hatte, eilte über die Brücke, die aufgezogen werden sollte, von Aslak begleitet, zu derselben Zeit, als der Graubruder das Schloß verließ, der die Beichte der gefangenen Ritter empfangen und ihnen die letzte Ölung gegeben hatte.

Es war gegen Abend. Die Gefangenen hatten von einander Abschied genommen und ihre letzten Gedanken ausgewechselt wie Männer, die einem unvermeidlichen Schicksal entgegengehen. Der Schloßhauptmann hatte seinen Freund Knud Güldenstern um Verzeihung gebeten, daß er ihn mit sich ins Verderben gezogen habe, und Knud hatte sich bemüht, ihn über die Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche des Sterbenden Gewissen belastete. Nun saßen sie Beide in Gedanken versunken und schlossen in der Stille ihre Rechnung mit der Welt ab. Und in dieser Stunde der Trauer waren des Schloßhauptmanns Gedanken ausschließlich Birgitte Bryske gewidmet.

Es rasselte am Schloß, die Bolzen und Riegel wurden weggeschoben, die Thür geöffnet und Ole Skaaning trat hinein, von zwei königlichen Partisanenträgern begleitet. Er trug seine Leuchte und einen Krug mit Wein.

Die Gefangenen achteten nicht auf diese Störung. Sie wußten, daß es einer von den stummen Auftritten war, die täglich mehrmals stattfanden.

Ole Skaaning zündete die von der Decke herab-

hängende Lampe an und stellte den Krug auf den Steintisch. Dann sah er sich um in dem Raum, ob Alles in Ordnung war. Nachdem er diese allgemeinen Geschäfte mit geziemender Langsamkeit verrichtet hatte, wandte er sich um zu den Soldaten, die indeß ihre Hellebarden gegen den Boden gestützt hatten und die Verurtheilten mit Neugierde und zugleich mit Mitleiden betrachteten.

Der Kerkermeister beobachtete mit schnellem Blick ihre Gesichter.

— „Kameraden,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „wir wissen, daß der König den mit dem Tode bedroht hat, der mit den Rittern spricht oder ihnen forthilft oder ihnen auch nur ein Zeichen giebt, und Se. Gnaden hat von uns als treuen Dienern Gehorsam verlangt.“

Die Soldaten nickten zu dieser unwidersprechlichen Wahrheit.

— „Aber,“ fuhr er fort, „nach altem Brauch ist es immer dem Kerkermeister erlaubt gewesen, von seinen Gefangenen Abschied zu nehmen, die er bisher getreu unter Schloß und Riegel verwahrt hat. Denn Ihr begreift wohl, daß es ein hartes Amt ist und daß Einem schlecht damit gedient ist, wenn so Viele ihm in ihrer Todesstunde Böses anwünschen und er ihnen nicht alles Leid abbitten kann, was er ihnen von wegen seines Amtes verursacht hat. Niemand soll sagen, daß Ole Skaaning seine Pflicht vernachlässigt oder sich vor eines sterbenden Mannes Zorn mehr fürchtet als irgend sonst Einer, aber wir sind dem lieben Gott Alle einen Tod schuldig und wenn die Stunde kommt, thut es

nicht gut, zu denken, daß man von Einem, der voranging, verflucht ist."

Ole Skaaning hielt inne und betrachtete die beiden Schildwachen, welche seine Worte zu billigen schienen.

— „Se. Gnaden bekümmert sich wenig um einen geringen Kerkermeister," fuhr er fort, „und er weiß nicht, was ich für Rechte habe nach altem Brauch und Herkommen. Aber wollt Ihr mich bei ihm verklagen, weil ich thue, was ein guter Christ thun muß, wenn er Gottes Gebote halten will um seiner Seelen Seligkeit willen, so will ich Euch in meiner Todesstunde mit meinem Fluch bedenken und es Euch auch nach meinem Tode vergelten, so gewiß ich Euretwegen keinen Frieden auf Erden haben würde."

Die Soldaten sahen einander an und nickten Ole Skaaning zu. Sie wollten es nicht auf sich nehmen, ihn an einer Handlung zu hindern, die ihnen christlich schien und auch nicht in Streit kam mit ihrer Pflicht, so lange sie selbst nichts davon verriethen.

Ole Skaaning trat dreist hin zu den Rittern.

— „Edle Herren," sagte er, „Ihr seid hochgeborene Edelleute und ich ein geringer Kerkermeister, der ich meine Pflicht habe thun und mir dadurch Euer Mißfallen habe zuziehen müssen. Aber die Hand soll nicht für den Willen des Kopfes büßen, denn die Katze dient der Frau vom Hause, wie Ihr wißt, und der Hund dem Herrn. Aber Niemand kann es Allen recht machen. Habe ich Euch zu viel gethan in Eurem Gefängniß, so bitte ich es Euch ab, daß Ihr mich nicht deshalb bei dem allmächtigen Gott verklagt, sondern mir aus gutem Herzen vergebt."

Knud Güldenstern wandte sich weg; er dachte an des Kerkermeisters frühere Spöttereien und hielt diese freundlichen Worte für eine Vorrede zu neuen Verhöhnungen.

Aber Torben Oxe war milder gestimmt. Er nickte ihm zu als Zeichen, daß er ihm vergebe.

— „Haß ist ein empfindliches Geschwür am Herzen,“ fuhr Ole fort, „und es ist hart, um Vergebung zu bitten und sie nicht zu empfangen. Aber Euch danke ich, edler Herr Schloßhauptmann, daß Ihr in Versöhnlichkeit von mir scheiden wollt. Und wenn Ihr es ehrlich meint und wie ein guter Christ, so bitte ich Euch, mir Eure Hand zum Kusse zu reichen, denn dann ist Euer Herz gewiß ohne Groll.“

Ole Skaaning trat dicht zum Schloßhauptmann hin und sah ihm starr in die Augen. Torben Oxe reichte ihm die Hand. Ole nahm sie und bückte sich über sie, indem er sagte: „Selig sind die Friedfertigen und Versöhnlichen, sagt man, denn sie machen Andere selig. Dies ist der letzte Gruß, den ich Euch auf dieser Welt gebe, und damit wünsche ich Euch eine leichte Leidens= und Todesstunde.“

Ole Skaaning wandte sich um zu den Soldaten, welche nicht ohne Rührung diesem Abschied beigewohnt hatten, und schweigend verließen sie das Gefängniß und schlossen die Thür hinter sich.

Kaum war die Thür verschlossen, so eilte der Schloßhauptmann zu der Lampe. Ole Skaaning hatte ihm einen kleinen, mehrmals zusammengefalteten Zettel von dünnem Pergament in die Hand gedrückt. Er öffnete ihn rasch und las:

„Freundlichen Gruß, herzlich zugeeignet mit unserem Herrn Jesus Christ!

Als Ihr mein Herz und mein Wort begehrtet, mußte ich Euch die Antwort schuldig bleiben, wenn nicht die stumme Sprache des Herzens es verrathen hat, was mein Mund nicht zu sagen wagte. Was ich seitdem gelitten habe und leide, das weiß nur Gott der Allmächtige und Allwissende. Er wird Euch gnädigst Stärke verleihen in Eurer bittersten Stunde und Frieden und Ruhe nach dem Tode. Und bald werden wir vereinigt werden, wo keine Trennung ist. Aber bis es geschieht, will ich Euch wissen lassen, daß ich Euch meine Treue für dieses Leben und für das jenseitige gelobt habe und daß alle meine Gedanken Euch gehören jetzt und in Ewigkeit. Mit rinnenden Thränen sage ich Euch Lebewohl, bis wir dort einander begegnen, wo man keine Thränen kennt und keine Klage schallt, und bis diese Stunde schlägt — möge es bald sein! — will ich sein wie eine trauernde Wittwe und meine Tage sollen Gebete sein für das Heil Eurer Seele. Lebt wohl, mein lieber, theurer Freund!

Eure vor Gott Verlobte."

Torben Oxe drückte diese theuern Zeilen an seine Lippen. Er las sie wohl hundert Mal und jedes Mal flößten sie seiner Seele mehr Ruhe und Frieden ein.

— „Nächst ihr, die dies geschrieben hat," sagte er gerührt, „danke ich ihr, die mir diese freundlichen Worte gebracht hat. Und ist es Birgitte Bryske, die mir meine Todesstunde minder schwer macht, wofür ihr Gott ewiglich lohne, so ist es gewiß Anna, die es bewirkt hat, daß dies in meinen letzten Stunden mir zu Händen gekommen ist."

Darauf zog er eine kleine, goldene Reliquienkapsel vor, die er am Halse trug, öffnete sie und nahm ein geweihtes Bild der Mutter Gottes heraus, das er darin aufbewahrt hatte und das er jetzt Knud Güldenstern schenkte. Statt dessen legte er Birgittens Brief hinein.

— „Mit diesem Amulet will ich dem Tode entgegengehen wie ein Mann," sagte er. „Dies ist eine Anweisung auf das Glück, wenn nicht in dieser Welt, doch in der andern. Und nicht der Name, sondern das Herz ist es, das zum Heiligen macht."

Den nächsten Morgen war es schon früh belebt in den Gassen, aber überall sah man bekümmerte und angstvolle Mienen. Das Wetter war grau und neblig. Es war in der Nacht Schnee gefallen, eine dünne Schicht bedeckte die Gassen und dämpfte die harten und klappernden Schritte einiger Mönche, die das heilige Sakrament trugen. Langsam wanderten sie von dem Graubrüderkloster nach dem Schlosse, eingehüllt in ihre aschgrauen Mäntel, die Kappen über die Glatzen gezogen. Alle, die ihnen begegneten, standen still, bekreuzten sich, neigten sich vor dem heiligen Sakrament und eilten dann vorbei, um es nicht zu versäumen, Zeugen zu sein bei den letzten Augenblicken eines Mannes, der das Jahr zuvor als großer und mächtiger Herr den Hans Faaborg hatte hängen lassen.

Es war am neun und zwanzigsten November 1517 am Morgen des Sankt Andreas-Apostelabend, als sich die Schloßpforten öffneten, um einen Zug zu entlassen. Die Zugbrücke fiel nieder, schwere Tritte Bewaffneter und Kettengeklirr ließen sich auf der Brücke hören. Der Schloßhaupt-

mann ging mitten im Zuge, begleitet von dem Staatsanwalt und dem Stockmeister.

In der Gegend von Sigbrits Wohnung begegnete sich der Zug der Mönche und der Soldaten. Der Schloßhauptmann kniete vor dem heiligen Sakrament, faltete die Hände über der Brust, küßte das Kreuz und beugte sein Haupt andächtig zur Erde. Er war in sein Schicksal ergeben und ging mit festem Schritt zum Tode, wie es einem Ritter geziemt. Die Mönche stimmten einen Bußpsalm mit leisen und murmelnden Stimmen an, deren dumpfer Klang beinahe in ihren grauen Kappen verhallte und den klirrenden Laut der Waffen der Trabanten bei der geringsten Bewegung nicht übertäuben konnte. Die Volksmenge, welche einen Kreis um sie bildete, beobachtete ein tiefes Schweigen.

Als der Gesang aufhörte und der Schloßhauptmann das Sakrament empfangen hatte, erhob er das Haupt und sagte mit lauter und deutlicher Stimme: „O, allmächtiger Gott, Du, der Du Himmel und Erde geschaffen hast, erbarme Dich mein und meines theuern Freundes Knud Peterson!“

Der Scharfrichter wollte ihm nicht lange Zeit zum Gebet lassen und gab ihm ein Zeichen, weiter zu gehen.

Als der Schloßhauptmann sich vom Gebet erhob, fielen seine Augen auf Sigbrits Wohnung und seine Mienen nahmen ein bitteres Lächeln an. Von diesem Hause war all sein Unglück ausgegangen, es war die Wiege seiner Schande, wenn es eine Schande war, was jetzt über ihn erging. Aber konnte er auch in diesem Augenblicke sich von aller Schuld gegen dieses Haus freisprechen? Konnte er

16*

läugnen, von seinen Sinnen bethört, Dyvekes Leichtgläubigkeit gemißbraucht, ihr von Liebe gesprochen zu haben, die er nicht gefühlt, die er nur geheuchelt hatte?

Mit einem Seufzer wandte er die Augen ab von Sigbrits Fenstern, die alle geschlossen und verhangen waren. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, begleitet von der gaffenden Menge, während alle Fenster der Gassen, durch welche sie kamen, von Menschen besetzt waren, und hielt erst an auf dem Kirchhofe des Sankt Gertrud Krankenklosters.

Dort in dem nördlichsten Winkel der Stadt hatte der König das Blutgerüst aufrichten und schwarz bekleiden lassen, um doch dem Schloßhauptmann des kopenhagner Schlosses eine etwas ehrenvollere als die gewöhnliche Richtstätte zu gönnen. Dieser Kirchhof stieß dicht an einen großen Garten, den sogenannten Rosenhof, im Osten des Krankenklosters, etwa da, wo das rosenburger Schloß jetzt steht, das wahrscheinlich davon benannt ist.

Die Trabanten stellten sich um die Richtstätte in dichten Reihen mit den Hellebarden in den Händen. Der Schloßhauptmann stieg mit festem Schritt die Treppe hinauf und konnte jetzt von der großen und neugierigen Volksmenge gesehen werden, welche in tiefem Schweigen den einst so mächtigen Mann betrachtete, der nun denselben Tod wie einer der Geringsten leiden sollte. Neben ihm stand an der einen Seite der Scharfrichter, gestützt auf sein großes und breites Schwert, das bald den Lebensfaden abschneiden sollte, auf der andern der königliche Anwalt mit dem Stab in der Hand. Er rief öffentlich die Ursache der Hinrichtung aus. Torben Oxe hörte diesen Ausruf mit bitterem Lächeln

an, indem er den Kopf mit dem stolzen Wurfe erhob, der ihm so gut gestanden hatte zur Zeit des Glücks und der ihm jetzt eine feste Haltung im Tode gab, und blickte über das Gewimmel hin, das die Richtstätte umgab und alle Fenster füllte. Man erwartete, daß er einige Worte an das Volk richten würde, wie es damals herkömmlich und gebräuchlich war, da diejenigen, welche ihr Leben auf der Richtstätte endeten, entweder ihre Verbrechen und die ihnen widerfahrende Gerechtigkeit eingestanden oder ihre Unschuld und die gesetzwidrige Verurtheilung betheuerten. Aber der stolze Schloßhauptmann verschmähte es, zu dem gemeinen Volke zu sprechen. Er hatte seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen; das Urtheil derselben war ihm gleichgültig, ihr Mitleid verachtete er und ihrer stumpfen Neugier wollte er nicht zum Gegenstande dienen. Er kniete nieder, zog die goldene Kapsel mit der von der Liebe geheiligten Reliquie hervor und drückte sie an seine Lippen. Die Graubrüder murmelten ihre lateinischen Gebete. Des Schloßhauptmanns Lippen bewegten sich, als ob er gleichfalls betete.

Darauf verwahrte er die Reliquie an seiner Brust — — faltete die Hände — — — und beugte sein Haupt über den Sandhaufen.

Ein Blitz fuhr durch die Luft — — — ein Schauder durch die anwesende Menge — und Torben Oxes Haupt rollte in den Sand.

Der Scharfrichter wischte das Blut vom Schwerte, der königliche Anwalt und die Trabanten verließen die Richtstätte, der Zuschauer Neugier war befriedigt durch den Anblick des Halses, von welchem der König gesagt hatte, daß

ihn Torben Oxe verlieren solle, wenn er auch so dick wie ein Stierhals wäre. Die Graubrüder gingen zu ihrem Kloster zurück und die Dominikanermönche holten die Leiche ab, um sie in ihre, die Heiligegeistkirche, zu bringen, wo sie beerdigt werden sollte. Der letzte Auftritt des Trauerspiels war zu Ende.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

ihn Torben Oxe verlieren solle, wenn er auch so dick wie ein Stierhals wäre. Die Graubrüder gingen zu ihrem Kloster zurück und die Dominikanermönche holten die Leiche ab, um sie in ihre, die Heiligegeistkirche, zu bringen, wo sie beerdigt werden sollte. Der letzte Auftritt des Trauerspiels war zu Ende.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bernhard, Carl,

Gesammelte Werke Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Deutsch u. K. L. Kannegiester

Bd.: 12

Lpzg. 1847

P.o.rel. 4895-12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037008-2